Wissenschaftliche Arbeit für die Zulassung zum Staatsexamen

bei
Herrn Prof. Dr. Joachim Köhler
Katholisch-Theologisches Seminar
Fachbereich Kirchengeschichte

DIE "ZEITGENOSSENSCHAFT JESU" UND IHRE BEWÄHRUNG IM "KREUZ DER WIRKLICHKEIT".

Eugen Rosenstock-Huessy (1888-1973) und Joseph Wittig (1879-1949). Der Weg zweier Glaubensgenossen in der Weimarer Republik.

vorgelegt von:
Peter Galli
Bachgasse 9
7400 Tübingen

MEINEN ELTERN

als DANK am Ende meines
Studiums, daß sie diesen
Weg ermöglicht und be-
gleitet haben.

Die "Zeitgenossenschaft Jesu" und ihre Bewährung im "Kreuz der Wirklichkeit".

Eugen Rosenstock-Huessy (1888-1973) und Joseph Wittig (1879-1949). Der Weg zweier Glaubensgenossen in der Weimarer Republik.

← (Von links nach rechts: Margrit Rosenstock-Huessy, Eugen Rosenstock-Huessy, ihr Sohn Hans, Anca Wittig und Joseph Wittig, auf der Terrasse vor Wittigs Haus in Neusorge/Schlesien, Ende der zwanziger Jahre)

Paul Klee (1879-1940) Dieser Stern lehrt beugen, 1940

"Die Wissenschaft hat einen verdammten Zug, mit den Dingen fertig zu werden, ehe noch Gott mit ihnen fertig wird; sie beseitigt die Dinge, indem sie die Dinge so erklärt, daß man nicht mehr nach ihnen zu fragen gezwungen ist; und wir wissen es ja: nach wem man nicht mehr fragt, der ist für uns nicht mehr da."

(Joseph Wittig, 1927)

"Die Harmonie zwischen Produktion und Reproduktion, durch gedankenlose Produktion immer gefährdet, diese Harmonie herzustellen ist die höchste menschliche Tätigkeit."

(Eugen Rosenstock-Huessy, 1931)

(...) Viel hat von Morgen an,
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang (...)

(Friedrich Hölderlin, 1801)

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT UND DANK

EINLEITUNG 1

I. Teil: EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYs WEG NACH BRESLAU 4

1. Eugen Rosenstock-Huessys Herkunft und seine akademische Laufbahn 5

2. Vom "Lehren und Lernen" zum "Sprechdenken" - Der Briefwechsel mit Franz Rosenzweig 8

3. "Angewandte Seelenkunde" oder die "Lehre von der zweiten Person" 15

4. "Samariterdenken" und "Arbeitsgemeinschaft" oder die Bewährung im Leben 25

a) Gründung der Werkzeitung bei den Daimler-Werken in Sindelfingen 25

b) Gründung der Akademie der Arbeit in Frankfurt 28

II. Teil: JOSEPH WITTIGs LEBEN IN BRESLAU 37

1. Kurze biographische Beschreibung von Wittigs Weg zum Priesteramt und zur Lehrtätigkeit an der Universität in Breslau 38

2. Joseph Wittig im Ringen um eine "Sprache des Glaubens" 42

3. Joseph Wittig - Patrologe und Zeitkritiker 53

4. "Die Erlösten" und ein "Sprung im Kristallbecher" 61

5. Zusammenfassung von Teil I und II 65

III. Teil: EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYs UND JOSEPH WITTIGs GEMEINSAMER WEG 68

1. "Kirche und Wirklichkeit" - Ein katholisches Zeitbuch von Ernst Michel, mit Beiträgen von Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig 69

2. Die Freundschaft wird besiegelt 77

a) Die Exkommunikation Joseph Wittigs oder ein "Sturzregen" setzt ein 77

b) Eugen Rosenstock-Huessys Fürschrift "Religio depopulata" 81

3. "Die Kreatur" und ein "Wunderknäuel" als ihr Symbol 91

a) Wittigs Hausbau und das Entstehen eines neuen Freundeskreises 92

b) Florens Christian Rang (1864-1924) 94

c) Franz Rosenzweig (1886-1929) 99

d) Victor von Weizsäcker (1886-1957) 101

e) Martin Buber (1878-1965) und der Vorspruch zur "Kreatur" 102

g) Abschließende Betrachtung 113

4. "Das Alter der Kirche" oder eine "ganz seltsame Übereinstimmung mit meinem Freund Rosenstock" 116

a) Motivation zu einer neuartigen Kirchengeschichtsschreibung 116

b) Methode - "Zeitlichkeit" des Denkens und "Polyphonie der vom Geiste Getroffenen" 118

c) Struktur - Von der "Stiftung" in den "Alltag" 122

d) Paul Tillichs Urteil über "Das Alter der Kirche" und Überleitung zu Kapitel 5. 126

5. Die "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" oder vom "Mut im Alltag" 130

a) Die letzte Station des gemeinsamen Weges von Eugen Rosenstock und Joseph Wittig 130

b) Das Notgebiet von Waldenburg - Helmuth James Graf von Moltke (1907-1945) und die Gründung der "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" 131

c) Die Konzeption der "Arbeitslager" mit Arbeitern, Bauern und Studenten 134

d) Die Durchführung der "Arbeitslager" oder Stehen im "Kreuz der Wirklichkeit" 138

SCHLUSS oder "Mission, zu deutsch wirksame Weitergabe der Frohbotschaft in den der Zeit entsprechenden Formen"? 143

ANMERKUNGEN 151

LITERATURVERZEICHNIS 163

ANHANG: A. Vorwort zur Zeitschrift "Die Kreatur"

B. Vorwort zu "Das Alter der Kirche"

C. "Im Kreuz der Wirklichkeit", in: Eugen Rosenstock-Huessy: Die Umwandlung des Wortes Gottes in die Sprache des Menschengeschlechts, Heidelberg 1968.

VORWORT UND DANK

Bevor ich mit der Niederschrift dieser Arbeit begann, hatte ich mich von Tübingen und Oberrotweil (meinem Heimatort) aus, in verschiedenste Richtungen auf den Weg gemacht, um mit lebenden ZeugInnen ins Gespräch zu kommen, die Joseph Wittig und Eugen Rosenstock-Huessy noch persönlich gekannt haben.

So hatte ich die große Freude, vor Weihnachten Frau Anca Wittig in ihrer heimeligen und in so vielen Gegenständen an Joseph Wittig erinnernden Wohnung in Meschede für zwei Tage besuchen zu können. Für die Gespräche mit ihr, für die Einsicht in noch unveröffentlichte Briefe und sonstige Zeugnisse von Joseph Wittig, möchte ich mich bei ihr an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich bedanken.

Ebenso froh bin ich über die Begegnung mit Lotte Huessy, der Schwägerin von Eugen Rosenstock-Huessy, die in Aarau in der Schweiz wohnt. Ihre leidenschaftliche Hingezogenheit zu Person und Werk ihres Schwagers durfte ich gespannt einige Stunden bei Kaffee und einem Mittagessen vernehmen. Auch ihr gilt deshalb mein herzlichster Dank.

Eine dritte Fahrt zu lebenden ZeugInnen führte mich im März dieses Jahres nach Arnheim in Holland, wo ich zwei Tage lang mit Bas und Teuntje Leenmann über ihre Bekanntschaft mit Eugen Rosenstock-Huessy reden konnte, die beide über ein Jahrzehnt in den U.S.A. gelebt haben und dort in vielen Begegnungen mit ihm zusammentrafen. Beiden sei für ihre überaus offene und herzliche Gastfreundschaft herzlich gedankt.

Ein weiterer herzlicher Dank gilt Herrn Gottfried Hofmann in Bielefeld, dem Leiter des Eugen Rosenstock-Huessy-Archivs. Mit ihm konnte ich nach meinem Besuch bei Anca Wittig in Meschede direkt nach Bielefeld zum Archiv mitfahren, in dem er mir zwei Tage lang mit Rat und Tat freundlich beistand, Fragen, die meine Arbeit betrafen, erfüllen zu helfen.

Dem Vorsitzenden der Eugen Rosenstock-Huessy-Gesellschaft, Herrn Möckel, möchte ich ebenfalls Dank sagen. Er hat sich mir gegenüber ebenfalls sehr offen und großzügig gezeigt, was die zur Verfügungstellung von Material betraf, v.a. Tonkasetten, die Eugen Rosenstock-Huessys Leben und Werk auf ihre Art erhellen konnten.

Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Eugen Rosenstock-Huessy fand vom 21. bis 23. Mai dieses Jahres ein großes Fest im Eugen-Rosenstock-Huessy-Haus in Haarlem/Holland statt. Es bedeutete dies für mich die einmalige Gelegenheit, in einem festlichen und ausgelassenen Rahmen nicht unbedingt nur Neues über Eugen Rosenstock-Huessy zu erfahren, sondern ganz einfach schon Bekanntes, aber in einem Reigen verschiedenster Stimmen vernehmen zu können, ob dies nun Stimmen von Verwandten und Bekannten aus Amerika, Holland oder Deutschland waren. Nicht zuletzt stellte sich mir das Eugen-Rosenstock-Huessy-Haus als eine in der Praxis bewährte Form von Gemeinschaftsleben dar, in dem versucht wird, gesellschaftliche Probleme gemeinsam zu tragen.

Erwähnen möchte ich auch noch den Arbeits- und Lesekreis "Joseph Wittig und Eugen Rosenstock-Huessy" der Evangelischen und Katholischen Studentengemeinde und des theologischen Mentorats, in dem wir schon seit drei Semestern Aufsätze und Texte von beiden Autoren lesen und diskutieren und eine Veranstaltung mit Frau Anca Wittig und Frau Dr. Magdalene Bußmann aus Essen, einer ausgezeichneten

Wittig-Kennerin, geplant und durchgeführt haben.

Zum Schluß möchte ich Herrn Prof. Dr. Joachim Köhler ganz besonders danken, daß er diese Arbeit angenommen und betreut hat. Ich bin froh, in ihm einen der wenigen Theologen gefunden zu haben, der Wittigs Werke nicht nur bestens kennt, sondern sich auch tatkräftig für ihr Bekanntwerden eingesetzt hat. Und dies nicht nur, aber auch, dadurch, daß er interessierten Wittig-Studenten so manche seiner zahlreichen Wittig-Dubletten vermacht hat.

E I N L E I T U N G

Von ihrem Herkommen verschieden, Eugen Rosenstock-Huessy (im folgenden abgekürzt: ERH), gebürtiger Jude, der dann protestantisch wurde, war von Haus aus Jurist und Philologe, Joseph Wittig war katholischer Priester, Dozent für alte Kirchengeschichte und ein bekannter Volksschriftsteller, führten ihre Spuren 1923 in Breslau zusammen.

Als Joseph Wittig 1922 durch den in der Zeitschrift "Hochland" veröffentlichten Aufsatz "Die Erlösten" mit dem Fürstbischof von Breslau und dem Papst in Rom in Auseinandersetzung geriet, die schließlich zur Exkommunikation Wittigs führte, entpuppte sich Eugen Rosenstock-Huessy als treuer Glaubensgenosse, der ihn innerlich stützte und nach außen hin verteidigte. Sie trafen sich an der "Tür der Kirche":

> "Der eine kam von außen, der andere von innen; jener wurde in das Innen geladen, dieser nach außen gestellt, so daß wir sie beide von innen und außen sehen konnten. An der Tür trafen wir uns und wußten sogleich, daß wir Freunde seien, und das, was der eine von innen, der andere von außen gesehen hatte, klang zusammen in unserer Unterredung, so verschieden auch unsere Sprache war; es wurde eine Sprache"(1).

Der daraus sich entwickelnde gemeinsame Weg, der von der vorliegenden Arbeit aufgezeigt werden soll, kann aber nur dann angemessen verstanden werden, wenn die bis dahin getrennt laufenden Lebensspuren so weit ins Auge gefaßt werden, daß ihre jeweils verschiedenen Lebensläufe und Denkpositionen vor ihrer Bekanntschaft zum Ausdruck kommen. Deshalb wird im ersten Teil zunächst Rosenstock-Huessys Lebensweg, der ihn 1923 nach Breslau führte, dar-

gestellt und im zweiten Teil Wittigs Lebensweg, der ihn bereits in seiner Schulzeit nach Breslau führte, in die Stadt, die ihm immer mehr ans Herz gewachsen war. Der dritte Teil, als eigentlicher Hauptteil, wird dann, nun die Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten beider Denker erkennend, Schritt für Schritt jene Wegespur nachzufahren haben, die Rosenstock-Huessy und Wittig jeweils gewählt haben, um ihre "eine Sprache" gemeinsam zum Ausdruck bringen zu können. In dem Zur-"einen Sprache"-werden, erkannten sich Rosenstock-Huessy und Wittig als "Zeitgenossen Jesu". Was mit dieser Bezeichnung gemeint ist, erklärt Rosenstock-Huessy:

> "Den Frieden, die heile Seele, die Königliche Führung, die weiseste Leitung hat Jesus jedem Geschlecht zur Neugeburt anvertraut. Die Menschen jedes Zeitalters sind insofern alle Jesu Zeitgenossen. Das christliche Drama wird nicht vorn auf dem Altar allein wiederholt. Nein, es spielt unten unter uns. Wir sind die Akteurs. Nur ist es umgekehrt wie in Kirche oder Theater: Niemand von uns kennt seine Rolle. Wir alle sind im Inkognito der Zeitgenossenschaft und eben deshalb alle Genossen einer dramatischen Zeitlage. Wir dürfen uns nennen: socii aetatis Jesu. Alle sind wir die Bewährung schuldig, und niemand weiß, ob er als Apostel oder als Sadduzäer, als Gamaliel oder als Stephanus enden wird. Allen stehen alle Rollen offen. Zeitgenossen Jesu sind wir (...) Und so wird das Stück "Die Zeitgenossen Jesu" ununterbrochen gespielt (...)"(2)

Es wird sich, abgeleitet aus dieser Umschreibung, im Laufe der vorliegenden Arbeit zu zeigen haben, welche konkreten "Rollen" im Stück "Die Zeitgenossen Jesu", Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig angenommen und gespielt haben. Erst am Ende dieses gemeinsamen Weges, der mit der Auswanderung ERHs 1933 nach Amerika äußerlich endet, werden wir sämtliche Rollen erkennen können.

Da die Schriften von Wittig und ERH zu einem großen Teil, vor allem was Wittigs Schriften betrifft, im Buchhandel nicht mehr zu erwerben sind und sie zum anderen relativ wenig bekannt sind, werden die jeweils wichtigsten Gedan-

kengänge ausführlich zitiert werden, um dadurch zusätzlich zu erreichen, daß die von ihnen geleisteten Sinnzusammenhänge auch in ihren eigenen Worten wiedergegeben werden. Es scheint dies auch deshalb angeraten, da die Darstellung dieses gemeinsamen Weges bisher noch nicht vorgenommen worden ist. Insofern stellt diese Arbeit einen ersten Versuch dar und will auch als ein solcher verstanden sein. Das umfassende Schriftwerk, sowohl von Wittig als auch von Rosenstock-Huessy, systematisch erfassen zu wollen, erscheint weniger wegen dieses ihres Umfanges unmöglich, sondern ist vielmehr von ihren Denkansätzen her widersprüchlich. Doch wie die "Rollen" im Stück "Die Zeitgenossen Jesu" erst am Ende sämtlich erkannt werden können, so kann auch diese These am Ende Bestätigung oder Widerspruch erfahren.

I. Teil EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYS WEG NACH BRESLAU

"Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. - Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! - Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist."

(Gotthold Ephraim Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts, § 91)

Dieser erste Teil zeichnet Rosenstock-Huessys Lebensweg auf, der von seiner Geburtsstadt Berlin über seine akademische Laufbahn in Zürich, Berlin und Heidelberg bis hin zu jenem Zeitpunkt 1923 führt, an dem er Ordinarius für. Deutsche Rechtsgeschichte, bürgerliches, Handels- und Arbeitsrecht an der Universität Breslau wurde.

1. Eugen Rosenstock-Huessys Herkunft und seine akademische Laufbahn

Eugen Rosenstock-Huessy wurde 1888 als Sohn eines Berliner Bankiers geboren. Obwohl ein Kind jüdischer Eltern, kann er später schreiben:"Ich bin als Christ aufgewacht, wollte mit fünfzehn Pfarrer werden (...) die jüdische Zeremonie der Circumsisio war nie an mir vollzogen worden (...) von Sexta ab oder von Nona, nahm ich am christlichen Religionsunterricht und vor allem vom ersten Tag an auch am Choralsingen teil (...). Als ich mit siebzehn zum Pfarrer ging und um die Taufe nachsuchte - da erschien mir das als eine verspätete Nachholung. Das Ereignis hatte bei mir seelisch nicht die geringste Epoche gemacht. Im Gegenteil. Bekehrt wurde ich nie! Mein inneres Gefühl ist, nie eine andere Sprache gesprochen zu haben."[1)]

Es ist interessant und für den weiteren Verlauf von ERHs Leben wichtig zu wissen, wie früh er mit einem seiner zentralen Themen zusammenstieß. In seinen "Autobiographischen Fragmenten" schreibt er:"Seit 1902 hat mein bewußtes Leben unter dem Kennwort 'Sprache' gestanden." Deutlich wird dies durch seine frühe und intensiv einsetzende Phase des Lernens:"Ich war in meinem fünfzehnten Jahre und wünschte mir Kluges 'Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache'. Ich selber erstand Jakob Grimms 'Deutsche Grammatik' von 1819 und seine 'Rechtsaltertümer', in denen ja das Wort eine gewaltige Rolle spielt. Hamanns Wort befiel mich damals:'Sprache ist der Knochen, an dem ich ewig

nagen werde.' Zu den üblichen Gymnasiastensprachen gesellte sich Ägyptisch (...). Ich verfaßte Wörterbücher und übersetzte aus allen Sprachen (...)."[2)]

Nach seiner Schulzeit studierte er klassische Philologie und Jura in Zürich, Berlin und Heidelberg. Immer noch hatte ihn die "absolute Verehrung der klassischen Philologie besessen"[3)], und doch kündigte sich ein Wandel an, von einem aus "Tonnenlasten von Akribie und Einzelwissen"[4)] zusammengefügten Denken hin zu einem neuen Verständnis von Sprache. Ein Zeugnis dafür bietet seine 1909 verfaßte Habilitationsschrift "Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II". Die Juristenfakultät legte ihm auf, ein Kapitel auszulassen, in dem folgender Satz über das Verhältnis von Sprache und Denken stand:"(...) die lebendige Volkssprache überwältigt allemal das Denken des einzelnen Menschen, der sie zu meistern wähnt; sie ist weiser als der Denker, der selbst zu denken meint, wo er doch nur 'spricht' und damit der Autorität des Sprachstoffs gläubig vertraut; sie leitet seine Begriffe unbewußt zu einer unbekannten Zukunft vorwärts."[5)]

In diesem Plädoyer, das der "lebendigen Volkssprache" Priorität vor dem "begrifflichen Denken" verleiht, in der These also, daß "die Sprache weiser ist als der, "der sie spricht", traf er sichtlich einen empfindlichen Nerv der Professoren in der juristischen Fakultät. Aber sollte sie ernst gemeint sein, so mußte sie auch für ERH selber Konsequenzen mit sich bringen. 1914 schrieb er noch sein "Professorenbuch": "Königshaus und Königsstämme in Deutschland von 1014-1250". Mit ihm und mit dem in diesem Jahr beginnenden Ersten Weltkrieg, in dem ERH als Offizier an der Front teilnimmt, ist eine entscheidende Zäsur festzuhalten. "Innerlich endete meine akademische Laufbahn 1913/14 mit jenem Wälzer. Ich lernte nun, daß 'genial' zu sein, das geringste ist (...). In den nächsten zehn Jahren ging es um etwas anderes als um Lernen und Lehren. Nachdem ich

doch Sprechen, Hören, Vernehmen entdeckt, ging es eben darum im Leben."[6)]

Von 1914 bis 1923, also bis zu jenem Zeitpunkt, an dem er mit Wittig zusammentrifft, sind es noch knapp zehn Jahre. Diese wollen wir nun ins Auge fassen und fragen, wie Rosenstock-Huessy seine neuen Einsichten im "Leben" zu bewähren sucht.

2. Vom "Lehren und Lernen" zum "Sprechdenken" - Der Briefwechsel mit Franz Rosenzweig

1914, mit seinem Entschluß ins "Leben" zu treten, heiratete ERH Margrit Huessy, eine gebürtige Schweizerin, deren Mädchenname fortan als Bekundung eines neuen Bündnisses in seinem Namen in Erscheinung tritt. Im gleichen Jahr wird er als Offizier für drei Jahre einberufen. Er bezeichnet diese Phase von 1914 bis 1917 als Phase der "Durchrüttelung"[7]. Aber es war auch jene Zeit, in der der "Name des Christentums und des dreieinigen Gottes immer stärker über mir aufwuchs"[8]. Ein lebendiges, mit leidenschaftlicher Sprache durchtränktes Zeugnis hierfür stellt der Briefwechsel ERHs mit seinem Freund Franz Rosenzweig dar, der im Jahre 1916 sich über mehrere Monate hinzog. Diesem Briefwechsel ging 1913 ein Gespräch in Leipzig voraus. Rosenzweig, zwei Jahre älter als Rosenstock-Huessy, hörte damals Vorlesungen bei ihm. In jenem Gespräch über Wissenschaft und Religion verteidigte Rosenzweig, seinerzeit Student der Philosophie und Geschichte, den damals herrschenden Relativismus, während ERH "Gebet und Gottesdienst als seine eigentlichen Führer zum Handeln bezeugte"[9]. Ohne daß ERH wußte, welchen Eindruck sein Glaubenszeugnis bei Rosenzweig hinterließ, gingen sie wieder auseinander. Rosenzweig stand 1913 kurz vor der Konversion zum Christentum. Als er am 31.10.1913 an seinen Vetter Rudolf Ehrenberg schreibt, hatte er es sich aber noch einmal anders überlegt:"Lieber Rudi, ich muß dir mitteilen, was dich bekümmern und, zunächst mindestens, dir unbegreiflich sein wird: ich bin in langer und, wie ich meine, gründlicher Überlegung dazu gekommen, meinen Entschluß zurückzunehmen. Er scheint mir nicht mehr notwendig und daher, in meinem Fall, nicht mehr möglich. Ich bleibe also Jude (...)"[10]

Erinnern wir uns, bevor wir die zentralen Sätze aus diesem Briefwechsel herausnehmen, an jene Stelle in ERHs Habilitationsschrift, in der er die "lebendige Volkssprache" dem "begrifflichen Denken" entgegenstellte. Die darin aufgezeigte Spannung soll uns als Ausgangspunkt dienen, um zu sehen, wie ERH sie in Bezug zum christlichen Glauben setzt.

Am 4.10.1916 schreibt er an Rosenzweig:"(...) wie mir überhaupt die Offenbarung Gottes in der Welt von Tag zu Tag aus einem bloß hintergründig-metaphorischen abstrakten Begriff immer mehr zur unmittelbaren jetzt-hier-so-Wirklichkeit wird."[12] Sofort ist hier wieder der Zwiespalt von "abstraktem Begriff" zur "unmittelbaren Wirklichkeit" thematisiert. Diesmal aber in Bezug auf die "Offenbarung Gottes in der Welt". In einem anderen Brief beschreibt er seine neue Denkhaltung:"Ich denke nicht gleichzeitig, sondern aus und mit meinem Bedürfnis *nacheinander*. Und diese *Zeitlichkeit* ist ja das A und O, von dem aus ich wieder alles anfasse. Die Sprache bildet diesen Prozeß aus auch für den philosophisch Verseuchten ab."[12]

Rosenzweig drückt dasselbe, die Bedeutung der Zeitlichkeit und die Bedeutung der Sprache, neun Jahre später in seinem 1925 erschienenen programmatischen Aufsatz "Das neue Denken" aus, wenn es dort heißt:"(...) der Unterschied zwischen altem und neuem Denken, logischem und grammatischen Denken liegt nicht in laut und leise, sondern im Bedürfnis des andern und, was dasselbe ist, im Ernstnehmen der Zeit."[13] ERH stellt in seinen Briefen den Zusammenhang von Denken und Sprechen heraus, vor allem die Gefahr der einseitigen Betrachtungsweise, wo doch vielmehr "(...) Denken und Sprechen ein dauerndes Wechselverhältnis von Geben und Nehmen, und beides ein einheitliches Geschenk an das Menschengeschlecht ist (...) ein Selbstvertrauen des Verstandes und ein Anvertrauen an die Sprache sind beide unerläßlich, für den der wissen will"[14].

Ein Denken, das "autonomes Wissen" sein will, das das "und" von "Denken und Sprechen" mißachtet, ist "maßlos" und ist ein "*wucherndes* Denken (...), es geht ihm nämlich wie dem Unkraut. Es verdirbt nicht. Ohne Ahnung irgendeines μέτρον πάντων(Maß aller Dinge) greift es fröhlich und 'unbefangen' um sich, und diese Art Wissen lebt in allen Zeitaltern"[15]. Und nicht nur in allen Zeitaltern lebt dieses "wuchernde" Denken, sondern es ist auch in allen Kirchen zu finden: "dies Heidentum ist nun in allen Kirchen heut insoweit herrschend, als die Wissenschaft 'voraussetzungslos' zu leben trachtet", so etwa sichtbar am Beispiel des Theologen A. v. Harnacks, "der ganz gutgläubig dabei ist, aber leider vor der Wissenschaft mehr Respekt hat als vor Gott oder Gottes Wort"[16].

Kehren wir nun zum ersten Zitat zurück und damit auch zu jenem Punkt, an dem ERH seinen Hebel ansetzt, um das "Maß aller Dinge" ins Zentrum seines Denkens zu wuchten, nämlich die "Offenbarung Gottes in die Welt". Die "Offenbarung", so schreibt er an Rosenzweig, "bedeutet den Anschluß auch unseres Bewußtseins an den über die Erde hinausreichenden Welt- und Himmelszusammenhang (...) Christus hat den Durchbruch dieser auf Erde latenten, gebundenen Kraft in den Weltraum, gen Himmel, uns vermittelt."[17] Die Logoslehre des Heilands sieht ERH als die entscheidende und maßgebende Kraft an, die den "natürlichen Geist" heilen kann, denn "der Logos wird von sich selbst erlöst, vom Fluche, immer nur in sich selbst sich zu berichtigen". ERH faßt die Logoslehre folgendermaßen zusammen und bringt die Bedeutung der christlichen Offenbarungslehre für den Zusammenhang von Sprache und Denken auf einen Punkt: 'Das Wort ward Fleisch' - an *dem* Satz hängt ja wohl alles. Während Menschenwort immer Begriff und Erstarrung und Entartung werden muß, spricht Gott mit dem fleischgewordenen Wort, durch den Sohn, in uns. Und so ist die christliche Offenbarung die Heilung der babylonischen Sprachverwir-

rung, die Sprengung des Gefängnisses, zugleich aber das Siegel auf die neue Zunge, die nun beseelte Sprache. Seitdem lohnt es, wieder zu denken, weil das Denken ein Maß außer sich selbst, im sichtbaren Wandel hat"[18].

In einem anderen Brief skizziert ERH, welche Bedeutung dieses neue Denken, welches "das Maß außer sich selbst hat", für das Zusammenleben der Menschheit hat. Im "Geheimnis der Kirche" sieht er den Zusammenhang von Einzelnem und Ganzem gestaltet:"(...) das Geheimnis des Mikrokosmos tritt ein, die Unendlichkeit der Seele, die den ganzen Makrokosmos wiedergebiert, obwohl sie zugleich als Glied dieses großen Corpus 'funktioniert'". Dieses im "Einzelnen das Ganze haben und doch nicht haben, ist das Geheimnis der Kirche", und dieses Geheimnis unterscheidet sich von allen "bloßen objektiven Geistesgebilden (Staat, Kunst, Religion im hegelschen, liberalen Sinne); denn sie *spricht* und läßt den Einzelnen als Mikrokosmos *sprechen* und im Makrokosmos *leben*, d.h. das doppelte Geheimnis von Glied und Ganzem als Crux 'er'leben (...)."[19]

Wir sehen an diesem Punkt, wie ERH die Spannung von "lebendiger Volkssprache" und "begrifflichem Denken" in dieses "Kreuz" hineinstellt. Indem das "Denken" in diesem Kreuz verzichtet, "ὀμφαλὸς κόσμου " ("Nabel der Welt") zu sein und die eigene Position als "*von oben bedingt* annimmt", erfährt es ein für allemal sein Maß im Ganzen der Wirklichkeit oder eben in der "cruzivierten" Wirklichkeit. Ein solches im Kreuz stehendes Denken, man könne es auch "erlöstes Denken" nennen, ermöglicht "beseelte Sprache".

Das "Kreuz der Wirklichkeit" bildet bei ERH einen zentralen Ausdruck. Die neue Methode, oder das "Denken ins Kreuz der Wirklichkeit ist nichts anderes als das erneuerte Credo ut intelligam, das Paradox der christlichen Liebessprache, die der Geist der Kirche zu sprechen gelehrt

hat. Wir würden den Satz vielleicht heute fassen: Credidimus quando intelligimus. Das Wissen wird so ein dem Glauben nachfolgendes"[20]. Mit der im "Kreuz der Wirklichkeit" begründeten neuen Methode oder neuen Sprechweise richtet ERH seine Frontstellung vor allem gegen die "Methode des Denkens", gegen das Subjekt-Objekt-Schema des Idealismus. "Ich philosophiere in Kalenderform", das bedeutet Denken in einem "Zeitrhythmus, neben dem 'bloße Zeit' ein Nichts ist"[21]. Und es bedeutet: "vor allem Kampf gegen die Dialektik und die Schlußanordnung: Obersatz, Untersatz, Schluß, d.h. gegen die Drei." Und gegen diese Drei setzt ERH seine neue Methode, welche "nichts anderes ist als das erneuerte Credo ut intelligam". Rosenzweig ruft er entgegen:"Ich schwärme für die *Vier*."[22] In dieser "Vier" ist sowohl eine räumliche Doppelteilung in "Innen" und "Außen" als auch eine zeitliche Doppelteilung in "Rückwärts" und "Vorwärts" enthalten.[23] Fortan dient die "Vier", die nichts anderes als das "Kreuz der Wirklichkeit" meint, als die Grundlage alles Vergleichens, Verhaltens und Relativismus. In einem der letzten Briefe im Jahre 1916 an Franz Rosenzweig teilt er ihm unmißverständlich, sicherlich durch die Erfahrung des Krieges mitbegründet, mit:"Die Zeit der bloßen Antithesen ist vorbei. In der Wirklichkeit hört das bloß abstrakte Spalten, Hegeln und Streiten von zweien auf: Die Dreieinigkeit, dieser rocher de bronze des Glaubens, mit Recht immer das Ärgernis alles Schuldenkens, hält ihren Triumph über die Dialektik. Natur, Geist, Seele, drei Reiche sind auf Erden. Das ruft das Christentum seit seinem Beginn den Völkern zu."[24] Welche Konsequenz das Ende des idealistischen Denkens für ERHs Verständnis von Geschichte hat, auch das schreibt er Rosenzweig, um die Tragweite der neuen Methode klar zu machen:"Mann, wie treiben Sie Geschichte! Was sehen Sie alles für Auseinander, für Individua, wo ich nur das Geäst eines mächtigen Baumes erblicke!"[25]

Diese Auffassung von Geschichte als einem "mächtigen Baum", an dem neue Blätter und Blüten ihre Kraft immer nur aus dem alten Stamm ziehen können, ist für ERH unumstößlich. Die Geschichte der Kirche, ihr "doppeltes Geheimnis", ist für ihn der Beweis für dieses Verständnis. Danach bildet Geschichte für ihn ein Kontinuum.

Mit der Auffassung von Sprache muß es sich ähnlich verhalten. Dies kam bereits im Motto seiner Habilitationsschrift von 1912 zum Ausdruck, in welchem es heißt:"Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht". Genauer fragt er nach der Bedeutung der Sprache ebenfalls im Jahre 1916 im sogenannten "Sprachbrief", den er neben den anderen Briefen zusätzlich an Rosenzweig schickte. Gedruckt wurde dieser "Sprachbrief" 1924 unter dem Titel "Angewandte Seelenkunde".

Bevor wir uns dieser Schrift zuwenden, sei abschließend zu diesem wichtigen Briefwechsel geschildert, wie Rosenzweig gewandelt aus ihm hervorging. Er schreibt:"Die Mauern sind gefallen. Wo wir uns trafen, wo Eugen und ich uns trafen, da ist Mensch von Mensch nicht mehr durch veraltete Mauern getrennt (...) Unsere Gemeinsamkeit - der ich zwischen 1913 und 1917 zu widerstehen suchte - ist gesichert. Judentum, Christentum, Schöpfung: was uns im Blick auf alle drei widerfahren ist, das ist der lebendige Glaube, und keine (bloße) Orthodoxie kann diesen Strom des Lebens aufhalten, der unsere Auferstehung von den Friedhöfen Deutschlands und Europas bewirken muß. Wie die Form dieser Auferstehung aussehen mag, ist kein wirklicher Grund zur Sorge. Wir haben sie zu leben."[26] 1920 lehnt er deshalb ab, noch zu habilitieren. Friedrich Meinecke schreibt er:"Das Erkennen ist mir nicht mehr Selbstzweck. Es ist mir zum Dienst geworden. Zum Dienst an Menschen, beileibe nicht zum Dienst an 'Tendenzen'."[27] Ein Jahr später übernimmt er in Frankfurt die Leitung des "Freien

Jüdischen Lehrhauses"[28]. Im dritten Teil der vorliegenden Arbeit werden wir noch einmal auf Franz Rosenzweig zurückkommen.

3. "Angewandte Seelenkunde" oder die "Lehre von der zweiten Person"

Haben wir im ersten und zweiten Kapitel dieses ersten Teils verfolgt, wie Eugen Rosenstock-Huessy sich vom idealistischen Denken und seiner Zerrissenheit in "Geist" und "Leib" absetzte, versucht dieses dritte Kapitel die ursprüngliche Aufgabe jener dritten Kraft im Menschen, der "Seele", zu erfassen. Denn die "Dreieinigkeit von Natur, Geist und Seele" muß das Ziel sein. Sie gilt es in der Wirklichkeit wieder einzusetzen. Im Titel "Angewandte Seelenkunde" klingt diese Forderung einer "Anwendung" bereits unüberhörbar durch. Stellen wir den Rahmen voran, in den ERH seine Fragestellung hineinprojiziert: "Uralte, ewige, unausrottbare Verschrobenheiten der Menschheit sind es, auf deren Grund wir in diesem Augenblick schauen: Orient und Okzident, Yoga und Philosophie, Askese des Leibes und Logizismus des Geistes sind die Einseitigkeiten, in die sich die Menschheit täglich neu stürzt, um ihrer seelischen Mitte zu entgehen. Orient und Okzident, Mönchtum und Akademikertum, Buddha und Plato, tyrannisieren die Seele. Ich zitiere: Die Seele ist kein Ding."[29)]

"Tertium datur" könnte man ERHs Anliegen bezeichnen. Die "Seele" sieht er als notwendige dritte Kraft an, um sowohl den "Geist" als auch den "Leib" aus ihrer jeweiligen "Einseitigkeit" zu befreien. Was ist nun das Besondere der "Seele", daß sie einen Weg aus diesen Einseitigkeiten zu bahnen vermag?

"Während Logik und Erkenntnistheorie der Kern aller Geisteswissenschaft ist, während die Naturwissenschaft mit der Mathematik steht und fällt, ist Grammatik der Schlüssel, der das Schloß der Seele aufschließt. Die Geheimnisse

der Sprache muß ergründen, wer die Seele erkunden will."[30] Das Wesen der Seele kommt in der Sprache zum Ausdruck. Sie hat als Struktur ihres Innern eine "Grammatik". Diese "Grammatik der Seele" gilt es zu finden.

Um diesen Zusammenhang von "Seele und Sprache" in ihrer Tiefe aufzeigen zu können, unterscheidet ERH in der Sprache: "Ursätze und bloße Entwicklung und Ableitungen, die jene Ursätze gegenseitig bereichern, sie einander annähern und ein Geflecht zwischen ihnen herstellen. Aber dies vollentwickelte Geflecht ist nur zu verstehen als Oberflächenausfüllung zwischen den tiefen, prinzipiellen Ausbrüchen oder Ausdrücken der seelischen Gestaltungskraft (...) Der Alltag verwertet jede seelische Urleistung für seine Zwecke."[31] Was ist nun das charakteristische einer solchen "seelischen Urleistung"?

Die Lösung dieser Frage hängt damit zusammen, ob die "Ichbesessenheit der Philosophie" (Okzident) und die "Weltbesessenheit der Okkultisten" (Orient) ursprüngliche Erfahrungen der "Seele" darstellen, oder ob nicht eine dritte, ursprünglichere Erfahrung den beiden anderen vorauf geht. Und für ERH gibt es sie in der Tat, denn: "alle unsere eigene Erfahrung erfährt genau das Gegenteil (...) das erste, was dem Kind, was jedem Menschen widerfährt, ist, daß es angeredet wird (...) es ist zuerst ein Du (...)"[32]. Dies bedeutet, daß das "Hören dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, vorauf geht"[33]. Präziser gesagt heißt dies, es geht "die namentliche Anrede des Menschen als eines mit Eigennamen ausgezeichneten Wesens allem eigenen Über-sich-selber-Denken des Ich vorauf"[34].

Diese Seelenverfassung der "Du-Ich-Reihenfolge" bleibt nach ERH "auf allen Lebensstufen bewahrt"[35]. Erst ein drittes ist es dann, daß "die Dinge der Welt entdeckt

werden (...) die dritten Personen des Er, Sie und Es"[36]. Die spezifische Fähigkeit der Seele liegt nun aber darin, "vom Es über das Du zum Ich und umgekehrt zu wandeln"[37]. Und in dieser Verwandlungsfähigkeit, die die "Grammatik der Seele" in sich birgt, stellt sie eine Abwehrkraft dar, gegen die "seelenzerstörerische Wirkung von Fachwissen ('Philosophie' in allen ihren Spielarten) und Geheimwissen (Okkultismus)"[38].

Gattungsgeschichtlich betrachtet haben die Seelen "zu jeder Zeit in ihrer Sprache die Wahrheit der Urgrammatik erneuern und wiedererzeugen müssen, und so bis heute. Sonst wären auch die Urpersonen, die Urmodi und Urzeiten längst erloschen." Deshalb gilt der Satz: "Der Ursprung lebt durch den Wiederursprung."[39]

Rosenstock-Huessy bestimmt nun ähnlich wie oben bei seiner Auffassung von Geschichte, daß die Sprache ein Kontinuum ist oder ein "Baum, vom Einzelblatt des Einzelsatzes bis in die Krone des höchsten Geisteslebens"[40]. Den Zusammenhang von Einzelseele und dem gesamten Menschengeschlecht sieht er in einer geschichtlichen Spannung miteinander verwoben. Daraus entsteht eine Forderung: "Die schon ausgesprochenen und dadurch ausgeformten Ursätze der beseelten Menschheit müssen immer wieder wachgeküßt werden dadurch, daß neue Augen und Herzen der jeweils 'berufenen' Generation sie abwandeln"[41]. Und noch anders drückt er diesen Zusammenhang aus: "*Des Menschen Seele muß längst gelebt worden sein, ehe sie die Erstpersönlichkeit des 'Ich' anziehen kann.*"[42]

Die Bestimmung des Menschen erfolgt durch das Vernehmen "unsichtbarer Stimmen". Erst nachdem er diese vernommen hat, kann die Kraft seines "Ich" mit ursprünglicher Macht aufbrechen: "Die Stimmen der Politik (d.h. der Zeit, des Volkes, des Glaubens, der Philosophie, der Liebesneigung)

werden als innere unsichtbare Stimmen in ihm vernehmlich und drängen ihm durch ihren Ruf eine neue, selbstgewählte Stellung im Leben, seinen *Beruf* auf."[43] Der Weg der Selbstbestimmung des Menschen führt also über einen von ihm zu vernehmenden Ruf zu einem daraus in freier, aber doch "drängender" Wahl sich ergebenden Beruf. Der Mensch muß erst hören oder "harren", wie Hölderlin die spezifisch innere Haltung des Dichters benennt, bevor er selber spricht und Antwort geben darf.[44]

Eine Unterscheidung kann nun getroffen werden zwischen "Oberflächenmenschen" und solchen, die "ursprünglich sprechen" können. Der Unterschied liegt darin, daß die einen "die Sprache als ein Mittel begreifen, um sich verständlich zu machen", während die anderen "ergriffen werden", woraufhin sie "sprechen müssen", währenddessen das andere nur ein "Sprechenkönnen" bedeutet.[45] "Ursprünglich sprechen" bedeutet nicht ein leichtes Daherreden, es bedeutet vielmehr: "die 'Mütter', die Matrizen der Sprache"[46], zu erkennen. Und diese "Matrizen" liegen im "Schweigen, im Verstummen vor der Wortwerdung. Sie sind die Vor-lagen, sie sind das, *was vorliegen muß*, damit gedacht und gedichtet und geboten und gebetet werden kann."[47] Das Verstummen geht also "ursprünglichem Sprechen" voraus. Gemäß der "Grammatik der Seele" gibt es aber drei "Urformen des Schweigens": Erstens schweigt die Seele im "Erschrecken über den Anruf des anderen(...)!". Zweitens bringt uns die Welt "zum Schweigen durch Verwunderung". Und drittens schließlich "verstummt das Ich in seiner Gottähnlichkeit, wenn es an sich selbst leidet". Diese drei sind die "Urlagen" der Sprache: "aus denen ihr Einzelsatz so gut wie ihre Kulturwerke ewig entspringen und sich täglich erneuern"[48].

Vergleicht man nun die verschiedenen "Sprachbehälter" im täglichen Leben, so etwa die der Kunst, der Wissenschaft oder der Religion, so entpuppt sich die Sprache der Reli-

gion, insbesondere die "Sprache der Gebete und der Anbetung (...) als Krone der Sprachen, weil sie den Reigen der drei Personen im Jubel des Wir, in der Demut des Ihr, im Staunen des Sie anführt"[49]. Da, wo "Jubel", "Demut" und "Staunen" zusammenschießen, im "echten Urplural der betenden Gemeinde oder in jeder religiös lebendigen Urzelle, wird ein Stück Welt, also dritte Person, mit Stükken von Du und Ich verschmolzen. Die Urgrammatik verschmilzt Gott, Mensch und Welt im dröhnenden Wir"[50].

An dieser Stelle gelangt ERH an einen Höhepunkt seines "Sprachbegriffes", was die Erkenntnis seiner "Urgrammatik" betrifft. Hat er im zweiten Abschnitt erklärt, daß die neue Sprechweise nichts anderes ist, als das "erneuerte Credo ut intelligam" des Anselm von Canterbury, so tritt in der Seelenkunde für den Satz des Descartes:"'cogito, ergo sum', ich denke, darum bin ich, der grammatische Satz ein: Gott hat mich gerufen, darum bin ich"[51].

Mit Anselm und gegen Descartes steht für ERH fest: "Des Menschen wie des Menschenvolks menschliche Erneuerungslage ist und bleibt eben sein Leben in der zweiten Person."[52] Die "Grammatik der Seele" erweist sich als Methode, so wie die Mathematik den Raum erschließt, der "Zeit und der Volksgeschichte Meister zu werden"[53]. Damit der "Raum" nicht die Herrschaft über die "Zeit" gewinnt, hat vielmehr die Raumachse sich mit der Zeitachse zu kreuzen. Erst dann ist die volle Wirklichkeit erfaßt, Vergangenheit <u>und</u> Zukunft auf der Zeitachse, Innenwelt <u>und</u> Außenwelt auf der Raumachse. Beide zusammen bilden erst das "Kreuz der Wirklichkeit".

Im Blick auf die zeitgeschichtliche Situation wird für ERH die Notwendigkeit der neuen Methode deutlich, denn: "dem Geschlecht der Militärpolitiker, der zielbewußten Betriebsmenschen, (...) diesem bloß aktiven Geschlecht der militärischen und zivilen Intellektuellen ist die genaue

Entsprechung zwischen Einzelnen, Gruppe und Volk, daß diese alle nur im Wandel und Verwandeln zu ihrem Frieden gelangen (...) unbekannt"[54]. Die "Grammatik der Seele" zeigt nun dadurch, daß sie diese Fähigkeit der "Verwandlung" besitzt, daß sie, sowohl der Gefahr eines "Sturwerdens", wie es einem an Ideen ausgerichteten Geist, als auch der Gefahr eines "Haltloswerdens", wie es einem am Materiellen ausgerichteten Geist widerfahren kann, entgegensteuern kann. Im Blick auf die Wirklichkeit bildet sie so ein "Instrumentarium der Therapie (...) sie ermöglicht die Prüfung von bestehenden Gemeinschaften auf ihre grammatische Gesundheit und Verwandlungsfähigkeit"[55]. Das bedeutet, daß überall da, wo die "seelische Mitte" fehlt, sich "grammatische Defekte" zeigen müssen. Die "Urgrammatik" ermöglicht es, die "Eigenart der seelischen Lücken der bestehenden Gemeinschaften und Einzelnen zu entdecken und zu beheben oder doch in ihren Folgen zu lindern"[56].

Die moderne Fabrik etwa stellt ein Beispiel dar, die "nur und ausschließlich Oberflächensprache" kennt, und somit bietet sie "Ausfallerscheinungen, die eine exakte Diagnose der sozialen Erkrankung des Proletariats, des Ingeniers usw. ermöglichen"[57]. Im weitesten Sinne muß nun die neue Methode "fruchtbar sein, verwendbar und anwendbar gegenüber den Mächten der Geschichte, gegenüber den Gemeinschaften der Seelen und Völker, die wir sind oder nicht sind, die bestehen oder derer wir ermangeln"[58].

ERH weiß, daß wenn die neue Methode im "Kreuz der Wirklichkeit" zur Anwendung kommt, sie einen "weiten Weg" zu gehen hat. Denn die Herrschaft der "(...) naturwissenschaftlichen Experimente und die Machtstaatenbildung in den letzten Jahrhunderten"[59] hat sich der Suche nach einer "seelischen Mitte" entgegengestemmt und ihrerseits die Dreieinigkeit von "Natur, Geist, Seele" dialektisch zerrissen. Diese Zerrissenheit kommt für ERH in den Aus-

wirkungen des Ersten Weltkrieges und im Zustand des deutschen Volkes am erschütterndsten zum Ausdruck. Daraus ergibt sich für ihn folgende Ausgangsposition: Die Grammatik hat "'novum organum' (...) zu werden (...) als die *Methode* seelischer Erkenntnis (...)"[60]. Das Schwierige dabei ist: "zu den Experimenten dieser neuen Wissenschaft braucht es die zähe Geistesarbeit von Menschen 'guten Willens', d.h. die heut wissenschaftlich ungenutzten Samariterdenker gilt es zu verwenden, statt der logischen oder mathematischen Talente (...)", und um die Tragweite dieser Methode in ihrer ganzen Tiefe aufzuzeigen, fährt er fort: "Menschenopfer entscheiden letzten Endes allein darüber, ob und wann eine Uraufgabe der Menschheit geschichtlich und damit lösbar wird"[61].

Bundesgenossen für den Weg der Seelenkunde sieht er in einem großen "Schatz von Erkenntnismitteln" verborgen, den es zu benutzen gilt: "die Weisheit der Dichter und Denker, des Volks und der Kirche, d.h. aller der Mächte, die seit Jahrtausenden den Kampf gegen die okkulten und die Verstandes-Wissenschaften führen (...)"[62]. Wie stark er sich auf solche Bündnispartner stützt, insbesondere auf den langen Traditionsreichtum der Kirche, wird der dritte Teil zu zeigen haben.

Versuchen wir an dieser Stelle, die Bedeutung der "Angewandten Seelenkunde" zusammenzufassen und zu beurteilen:

Der programmatische Charakter in dieser Schrift ist ein "grammatischer". Ins Zentrum seines Interesses stellt ERH nicht die "Natur" und nicht den "Geist", sondern den Menschen selbst in seinem eigentlichsten Wesen. Er fragt nach den ursprünglichsten Ausdrucksformen des Menschen, nach dem Wesen der "uralten Seele" und ihren Erfahrungen, sowohl im Einzelmenschen als auch des ganzen Menschengeschlechts, wobei er "Einzelnes" und "Ganzes" als wesensmä-

ßig miteinander verwoben auffaßt. Er knüpft, um diese Frage nach dem Wesen und der Rolle der "uralten Seele" im Gesamthaushalb des Menschen und der Menschheit in einer geschichtlichen Dimension zu verankern, an alte Traditionen an (Anselm von Canterbury). Gleichzeitig faßt er aber auch jene Entwicklungen ins Auge, die mit diesen alten Traditionen gebrochen haben (Descartes). Er beurteilt die Bruchstellen, die "Einseitigkeiten", die "seelischen Lükken" der Neuzeit als Folge jenes Bruchs mit der alten Tradition, insbesondere was die Verdrängung der "Seele" durch den ungebrochenen Aufmarsch eines durch Logik und Mathematik beherrschten "Geistes" betrifft. Sein Plädoyer gilt - trotz und gerade wegen dieser Bruchstellen - einer Wiedereinsetzung der "Seele", d.h. ihrer ursprünglichen Wesensart, in die "jetzt-hier-so-Wirklichkeit" (vgl. d. vorl. Arb. S. 9).

Zweierlei läßt sich hier festhalten: Erstens, daß sich ERHs neue Sprechweise auf nichts Neues beruft, sondern auf der Grundlage des christlichen Offenbarungsverständnisses beruht, demgemäß das "Wort Fleisch geworden ist". Bis zu Descartes konnte diese Grundlage und der daraus sich ergebenden "Ruf-Antwort"-Struktur, mehr oder weniger als ungebrochen gelten. ERH nennt diese für den Menschen wesensmäßige Struktur "Leben in der zweiten Person". Er sieht in ihr auch und gerade in der Neuzeit "des Menschen wie des Menschenvolks menschliche Erneuerungsgrundlage". Insofern hält er an ihr unbedingt fest. Gleichwohl ist dieses Festhalten an der alten "Erneuerungsgrundlage", also an dem "Leben in der zweiten Person", verknüpft mit der Forderung nach "Übersetzung" derselben in die Gegenwart, durch alle Brüche und Lücken hindurch. In dieser Aufgabe der Übersetzung ist nun, zweitens, ERHs eigentliche Pionierleistung zu sehen. 1916 schreibt er an Rosenzweig:"So ist heut die ungeheure Spannung, ob das Übersetzen des Christentums und dafür Christi Namen bis in das

letzte Atom des vierten Standes hinein gelingt (...). Heut gilt es, Christentum den einzelnen, abgelösten Individuen zu übersetzen (...)"[63]. Er will also die "Grammatik der Seele" dort wieder zur Geltung kommen lassen, wo sie in der Neuzeit am stärksten in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Und dies ist in Folge der rasanten Entwicklung der Technik in der Neuzeit, der Bereich der Industriearbeit. Der "Seele" will er inmitten der Wirklichkeit, den Raum verschaffen, der ihr gebührt. Und mit der "Seele" heißt dies auch der "Sprache" und dem Gespräch wieder Raum zu schaffen, der notwendig ist, um die atomisierten, "abgelösten Individuen" in eine Gemeinschaft münden zu lassen, in der die "seelische Mitte" oder der "Seelenfriede" das Ziel ist und somit der "Tyrannisierung der Seele" Einhalt geboten werden kann. Sowohl das Vertrauen auf Offenbarung, Geschichte und Sprache sind für ERH unerläßliche Voraussetzungen für eine Ausheilung der einseitigen Wirkungen von "Logik" und "Askese", jener "ewigen Verschrobenheiten der Menschheit".

Eugen Rosenstock-Huessy steht mit diesen Einsichten vor dem eigentlichen Schritt ins "Leben", in dem es diese zu bewähren gilt. Denn die neue Methode darf kein "Wortgeklimper bleiben. Sie muß fruchtbar sein, verwendbar und anwendbar gegenüber den Mächten der Geschichte (...)"[64]. Es beginnt für ihn nun eine dritte Phase seines Lebens: "Nach 1918 versanken sowohl Fach wie Genie vor der Frage nach Dienst und Opfer (...). Dienen wollte, sollte, mußte ich (...)."[65] Er lehnte aus diesem Grunde drei Angebote ab, die ihm vom Staat, von der Kirche und von der Universität entgegengebracht worden sind. Zum einen hatte er eine Einladung von Rudolf Breitscheid, um als Unterstaatssekretär die neue Verfassung aufzuzeichnen. Zum anderen wollte Carl Muth, daß er Mitherausgeber an seiner Zeitschrift "Hochland" werden sollte. Und schließlich unterbreitete ihm die Universität Leipzig ein Angebot, sei-

ne Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. "Da stand ich also mit meiner tapferen Frau zwischen drei Himmelsrichtungen: Bayern, Preußen, Sachsen, Kirche, Staat, Wissenschaft. Und doch waren alle diese Himmel ja in den abgelaufenen fünf Jahren bereits von mir aufgegeben worden."[66)]

Es soll das vierte Kapitel nun aufzeigen, welchen Weg Rosenstock-Huessy ging.

4. "Samariterdenken" und "Arbeitsgemeinschaft" oder die Bewährung im Leben

a) Gründung der Werkzeitung bei den Daimler-Werken in Sindelfingen

Die Gründung einer Werkzeitung bei den Daimler-Werken in Sindelfingen 1919 ist dasjenige Projekt, das "zuerst auf dem neuen Boden praktisch zu bauen versucht"[67]. Ihre Grundgedanken und ihre Wirkung bestanden darin, daß Menschen wieder "miteinander sprechen sollen (...) jetzt muß das Sprechen wiederhergestellt werden[68]. Die menschlichen Spannungen, die sich innerhalb eines modernen Industriebetriebes vom Chef über den Ingenieur bis hin zum Arbeiter am Fließband aufbauen, und die im Normalfall nicht zur Aussprache kommen, sollen mit Hilfe eines solchen dezentralen Presseorgans zum Ausdruck bzw. Ausbruch kommen. Fragen, Vorwürfe, Reden und Gegenreden können, wenn schon nicht direkt, das heißt während des Arbeitsprozesses, so doch über diesen Umweg ein Forum finden. Entscheidend ist zunächst einmal, daß überhaupt gesprochen wird. Denn nur dann, wenn jeder erst einmal mit seinen Problemen herausrückt, und zwar unverstellt und aus aller Not heraus, ist letzten Endes Verständigung möglich.

Ihr Impuls liegt darin begründet, allen den in der modernen Arbeitswelt eingebundenen Menschen, insbesondere aber dem Arbeiter, mit Hilfe der Sprache zur Identität zu verhelfen. Es ist diese Sprache aber erst wieder mühsam, sowohl aus dem allzu stillen, planenden Ingenieurbüro als auch aus dem ohrenbetäubenden Lärm der Fabrikationshalle herauszuschälen. Es genügt aber hierzu das Gespräch im Betrieb nicht allein. Im Heft Nr. 9 der Daimler-Werkszeitung

von 1919 wird diese betriebsübergreifende Frage thematisiert, nämlich die von "Volkshochschule und Arbeiterschaft"[69]. Dort heißt es zur Frage der Volkshochschule: "Die Volkshochschule bedeutet das Mittel zum Eintritt der Arbeiterschaft in das Geistesleben (...) es ist ihr Sinn, daß sie versucht, dem Arbeiter die geistige Heimat zu verschaffen (...) sie verficht keine Parteimeinung und hat keinen Zweck als den einen, der Wahrheit zu dienen und den Geist freizumachen aus der Dumpfheit der Unbildung, der Verwirrung, der Vielwisserei und der gedankenlos nachgeredeten Meinungen. Damit schafft sie auch erst die Voraussetzung für ein fruchtbares Wirken des geistig führenden Arbeiters im öffentlichen Leben an Stellen, an die er durch die Neuordnung der Verhältnisse berufen ist."[70]

Im Zusammenhang mit der Vorstellung einer Volkshochschule ist der Begriff der "Arbeitsgemeinschaft" für ERH wichtig. Er sei an dieser Stelle erläutert.

Die Situation des deutschen Volkes nach dem Ersten Weltkrieg spiegelt sich für ERH folgendermaßen: "Nackt und bloß, ohne Staat, ohne Grenzen, ohne Recht, als bloße Gesellschaft im Kampf gegen die gemeinsame Not des Daseins findet sich dies Volk vor."[71] Der Widerstreit von "altem Staat" und dem Aufkommen der "Gesellschaft" im Lauf des 19. Jahrhunderts bildet die zentrale Spannung. "Die wie eine neue Schöpfung hervorbrechende Welt der Technik war ein Fremdkörper im alten Staat (...)", denn ihre Kräfte "stürmen über die ganze Erde hinweg und umspannen sie mit Leichtigkeit"[72]. Diese Spannung gilt es zu überbrücken. Ziel muß es sein, Mittel "für diese Verbindung zwischen der erbfähigen alten und der lebensfähigen neuen Welt zu finden", dabei ist zu beachten, daß dies "je nach dem erreichten Zeitpunkt verschiedene"[73] sind.

In der notwendig gewordenen Frage nach einer bewußten Festsetzung der neuen Gesellschaftsordnung, nimmt die "Ar-

beitsgemeinschaft" eine zentrale Rolle ein. Ihre Bedeutung in der neuen Gesellschaftsordnung ist folgende: Mit dem Wort "Arbeit" ist nicht gemeint "die sichtbare und gütererzeugende Markt- und Lohnarbeit. Es zielt nicht auf das Regen der Hände, sondern auf das Ringen, Denken und Vorgehen des Geistes. Die Arbeit, die vollbracht wird, ist Gedankenarbeit. Das Wort Arbeit wird im übertragenen Sinne gebraucht und bedeutet Politik, Planen und Entschlußfassen. Diese 'Arbeit' soll jetzt gemeinsam vollführt werden, in Form gemeinsamer Auseinandersetzung und Aussprache"[74]. Ihre Aufgabe ist es, die "Gefahr unfruchtbarer Gewaltsamkeit", die der neuen Welt der Technik innewohnt, zu bannen. Es ist daher erforderlich, "das Geheimnis der Fortpflanzung erst noch von der alten gebildeten und vergeistigten Welt zu lernen (...) ein Gesetz zwischen beiden Welten zu finden, ist die Aufgabe des Geistes"[75]. Die "Arbeitsgemeinschaft" ist in dem Augenblick, in dem das Staatsleben seine Eigentümlichkeit verliert, "Bürgin dafür, daß wir eine eigenartige Gesellschaftsordnung auch künftig behalten werden". Das umfassende Ziel dieser neuen, geistigen "Arbeitsgemeinschaft" heißt: "Heilung der Arbeit"[76].

Geistige "Arbeitsgemeinschaften" sollen also ähnlich wie die "Werkzeitung" und die "Volkshochschule" zunächst die neue Welt der Technik in ihrem geschichtlichen Werden thematisieren, um so in "gemeinsamer Auseinandersetzung und Aussprache" einen tragfähigen Boden für eine neue Form der Gesellschaft bereiten zu können.

Wenden wir uns nun dem zweiten Projekt zu, der "Akademie der Arbeit", die Rosenstock-Huessy 1921 mitbegründete und als Erster leitete.

b) Gründung der Akademie der Arbeit in Frankfurt

"Der Bestand der A. wird auf Grund eines Vertrages durch den Staat (preußisches Kultusministerium mit finanzieller Unterstützung des Reichsinnenministeriums) und durch die Spitzenverbände der Gewerkschaften aller Richtungen garantiert." Dies schreibt Ernst Michel, ein Dozent der Akademie der Arbeit (im folgenden abgekürzt: AdA) und einer der engsten Freunde ERHs. Und er fährt fort, die Aufgabe der AdA zu beschreiben: "Insbesondere die Rolle, die die Arbeiterschaft als gewichtige Mitträgerin des demokratischen Staatswesens und der wirtschaftlichen und sozialen Neuordnung zu spielen berufen war, zeichnete der A. ihre Aufgabe vor: nämlich in hochschulmäßigen Lehrgängen von neun Monaten berufstätige Männer und Frauen auf Grund längerer Berufserfahrung und besonderer Befähigung zur verantwortlichen Mitarbeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, vor allem in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Selbstverwaltung heranzubilden (...) die A. stand von Anfang an pädagogisch autonom mit einer selbständigen Bildungsaufgabe und einer eigenen Lehrmethode in der Universität (...). Insbesondere die Gehalte der Arbeitswelt und ihre Aufgaben gilt es zu erschließen."[77)]

Daß eine neue "selbständige Bildungsaufgabe" sich als notwendig erweist, sahen wir in ERHs Analyse, in der Spannung von "alter Bildungswelt" und "neuer Welt der Technik" und von "Staat" und "Gesellschaft" begründet liegen. In der Denkschrift "Grundsätze über eine Bildungsstätte für erwachsene Arbeiter" von 1920 und in der Schrift "Der Sinn der Akademie" von 1922 erläutert ERH Sinn und Absicht der neuartigen Akademie.

Ein Dilemma steht am Anfang aller Vorüberlegungen der AdA. Auf der einen Seite "verwest (...) die lebendige Bildungsarbeit langer Jahrhunderte (...) auf den Schlachtfeldern des Krieges", auf der anderen Seite stehen die Arbeiter

"das neue Geschlecht (...) das gute Schulung und Überlieferung nicht hat (...) der Arbeiter findet keine wohlbestellte Tafel vor. Es ist kein Überfluß da, an dem er teilnehmen könnte"[78].

Dieses Dilemma hat nun aber gerade als Ausgangspunkt für die Frage zu gelten, welche neue Bedeutung "Bildung", nach dem Zusammenbruch des deutschen Volkes überhaupt noch haben kann. Wenn kein "Überfluß" da ist, aus dem der Arbeiter schöpfen kann, er aber trotzdem oder gerade deswegen bildungshungrig ist, so bleibt für ihn nur eines übrig, auf das er setzen kann: "Es gibt nur eine Teilhaberschaft auf die er hoffen kann - die Mitarbeit."[79]

Ein Grundsatz für die neue Bildungsaufgabe in dieser Situation, in der "das Nichts, das Chaos, die Gesetzlosigkeit" herrschen, lautet: "Bildung hat man nicht und nie an und für sich, sondern man hat sie nur dadurch, daß man sich als Forscher, als Hörer, als Leser *täglich neu ausbildet* (...)", denn "(...) in den Menschen lebt die Bildung"[80]. Sie ist also nichts fertiges und abgeschlossenes, sondern befindet sich vielmehr in einem Prozeß, dessen Hauptmerkmal es ist, wachsen zu können. Für die Lehrmethode der AdA bedeutet dies, "Der Arbeiter kann nicht als bloß Empfangender auf die Universität kommen, er muß ihr selbst etwas geben"[81]. Er muß mitarbeiten, und zwar mit "nichts anderem als mit dem, was er mtibringt, kann er helfen"[82].

Alle, die an einem Kurs an der AdA teilnehmen, fühlen sich aber "nicht nur als einzelne Erwachsene, sondern zugleich als Vertreter, als Repräsentanten, als Angehörige der Arbeiterschaft, die sie entsendet"[83]. Ist nun die Rolle der Teilnehmer durch diese neue Haltung der Mitarbeit gekennzeichnet, so ist auch die Haltung der Dozenten der AdA eine andere, als sie an der Universität üblich ist. So haben sie nicht Lehrer zu sein, die ein fertiges Wissen haben,

sondern erst noch "zu Lehrern zu *werden*"[84]. Ihnen kommt die Aufgabe zu, die Ungleichartigkeit der "Mitarbeiter", die aus allen "Richtungen, allen Volksstämmen, allen Bekenntnissen, allen Berufen, oder doch aus möglichst vielen kommen" nicht zu übertünchen, sondern in ihr und durch sie hindurch "Wirtschaft, Recht, Religion (...) im Gespräch mit lebenden Beispielen (...) wirklich überzeugend und für die Hörer faßlich"[85] zu lehren. Als erstes gilt es, die verschiedenen Teilansichten der "Mitarbeiter" und ihre Erfahrungsvielfalt wahrzunehmen, um dann aufzuzeigen, "wo in der Tiefe die verschiedenen Ansichten der Hörer zusammenhängen (...)"[86]. Indem so die Dozenten die je eigenen Lebenswirklichkeiten der Besucher der AdA ernst nehmen, treten sie der Gefahr entgegen, diese "mit einem unorganisch eingelagerten und also toten Wissenkomplex" zu belasten.

Welches sind nun aber die Gegebenheiten und Lebenswirklichkeiten der in der Gesellschfat tätigen Menschen? Denn von ihnen hat der Lehrplan der AdA als "wißbarer und lehrbarer Stoff der Wirklichkeit" auszugehen.

Zum einen ist dies die "arbeitsteilige Umwelt mit ihren Regeln und ihren Formen (...) der Arbeiter lebt in irgendeiner Atmosphäre, in der sich die Personen und Sachen gliedern (...) er kennt eine räumliche Ordnung"[87]. Neben dieser "räumlichen Ordnung" hat der Arbeiter aber "Zeit hinter sich (...) Er hat soviel Lebenszeit hinter sich, um für die Gesetze des Lebenslaufs eine teilweise Erfahrung mitzubringen"[88].

Um diese beiden Abteilungen, "Demographie und Biographie, Arbeits- oder Volkslehre und Lebenslehre" gliedert sich das Wissen der Arbeitstätigen. So bildet die Fabrik für den Arbeiter den Lebenskreis, "aus dem heraus das Verständnis der größten Lebenskreise zu entwickeln ist bis

zur Staatslehre, zur Weltwirtschaft, zur Logik und Sprachlehre und zur Raumlehre, der Geographie", während "die letzte Vollendung des biographischen Sehens (...) wie in der Raumlehre die Erdkunde, so in der Zeitlehre eine Lebensgeschichte ist, die die Menschheit in die Gesetze des Lebens überhaupt hineinstellt (...)"[89].

Im Blick auf diese beiden Abteilungen der Arbeits- und Lebenslehre gilt es also zu lernen, "für die Vorfälle des persönlichen Lebens und für die großen politischen und weltanschaulichen Fragen ein und dieselbe Sprache zu sprechen"[90]. Es ist dies ein weitgestecktes Ziel der AdA, wozu es zunächst eines "Auflockerungs-, Erschütterungs-, und Reinigungsvorgangs" sowohl der Hörer als auch der Dozenten bedarf, "der sie in ihrer Aufgabe im Leben neu und besser tauglich macht"[91]. Aber es ist noch mehr notwendig, um "ein und dieselbe Sprache" sprechen zu können: "Um so zu lehren und zu lernen, muß Zeit da sein, muß man sich besinnen können."[92]

"Denken aus Bedürfnis", das heißt, die Notwendigkeit der "*Zeitlichkeit* des Denkens", bezeichnete ERH 1916 als das "A und O" seines neuen Denkens (vgl. d. vorl. Arb. S.9 Diese "Zeitlichkeit des Denkens" erhält nun auch in der Konzeption der AdA eine zentrale Bedeutung, wenn für das neue Lernen gefordert wird: "Zeit muß da sein". Eng mit dieser Haltung verbunden ist für ERH, wie wir sahen, die Notwendigkeit der "Wiederherstellung von Sprache". Und beides erscheint für ihn umso dringlicher in einer Zeit, in der es an "Menschen, Geld und Zeit"[93] fehlt und ein "namenloses Schicksal, ein namenloser Schlund uns zu verschlingen droht"[94].

Resümierend kann so von dem Grundanliegen der AdA gesagt werden: Sie will ebensowenig "wissenschaftliche Lehren (...) als fertige Rezepte liefern, in einer Zeit, in der

das Leben draußen Drangsal und Not ist (...) sondern sie sagt die Wahrheit über die Armut unseres Zustandes, in der nur der Verzicht auf jeden Schein des Reichtums (...) den Mut geben kann, der Wirklichkeit beherzt ins Auge zu schauen, und den Wahrheitsmut, nach dieser Schau zu handeln. Das ist ein zweifacher Mut, dessen Besitz jeden, der ihn erwirbt, zum Mitarbeiter an der Ordnung der Welt der Arbeit und der Arbeit der Welt adelt"[95]. Und für den Besucher der AdA, der "schwere Opfer für sein Studium bringt", bedeutet der neunmonatige Lehrgang, daß er "nicht für sich (...) lernt, sondern er lernt um derer willen, die er beraten und führen soll künftig (...) er möchte in diesen neun Monaten hier die Spannkraft finden, die seinen Geist immer neu zum Lernen und Umlernen befähigt zum Wohle derer, für die er sorgen soll"[96].

Hatte ERH mit der Gründung der Werkzeitung bei den Daimlerwerken die Absicht, ein Forum des Sprechens innerhalb einer modernen Fabrikanlage zu schaffen, so sollte die Akademie der Arbeit dazu dienen, eine Sprache innerhalb der ganzen Gesellschaft zu finden, eine Sprache, die zur Verständigung aller an dieser Gesellschaft mitarbeitenden Menschen dienen soll. Miteinander sprechen lautet nach ERH das Gebot und die Herausforderung, die nach dem Ersten Weltkrieg an das deutsche Volk ergangen ist, soll nicht erneut ein "namenloses Schicksal" über Deutschland und die Welt hereinbrechen. Aber Miteinander-sprechen muß gelernt sein.

Und es bedarf hierzu Opfer.

Die Besucher der AdA müssen Opfer bringen, Opfer echter Lebenszeit nämlich, und durch dieses wird der Ernst ausgedrückt, an einem echten und offenen Lernprozeß teilnehmen zu wollen. Kehren sie dann wieder an ihre Arbeitsplätze zruück, steht ihre Bewährung erst noch aus, dnen "er

lernt nicht für sich (...) sondern um derer willen, die er beraten und führen soll (...)". Auf der AdA lernt er "nur", die "Spannkraft" zu finden, "die seinen Geist immer neu zum Lernen und Umlernen befähigt". Sie bilden sodann Keime, Anreger, des erst noch in Gang zu setzenden Prozesses der Sprachwerdung aller in der Gemeinschaft des Volkes lebenden Menschen, egal ob alt oder jung, Mann oder Frau, Arbeiter, Ingenieur oder Bauer, Student oder Professor.

Der Kampf um Identität in der Not der Nachkriegszeit, die materielle und geistige Not der Arbeiter, bedingt durch die noch nicht heimisch gewordene neue Welt der Technik, ist nach ERH eng verknüpft mit dem Kampf um ein echtes Sprechen. Eine Zeit, die viele Nöte hat, muß sich Zeit nehmen, um diese Nöte auszusprechen. Die AdA soll den Rahmen bilden, in dem dieses notwendige Zeitopfer geleistet werden kann und somit ist dem "Samariterdenken", das ERH in der "Angewandten Seelenkunde" forderte, eine Chance gegeben, sich aus der Praxis und für die Praxis auszubilden. Zugleich ist sie im "Kampf gegen die Barbarei, (...) als eine Bastion errichtet worden, um die sich die kräftigsten und frischesten Träger einer neuen Volksordnung scharen wollen"[97].

Zum Schluß dieses Kapitels soll noch auf die Spannungen hingewiesen werden, die sich innerhalb des ersten Jahres der AdA zwischen Rosenstock-Huessy und anderen Dozenten aufgebaut haben. Denn sie führten, obwohl ERH im ersten Jahr der Leiter der AdA war dazu, daß er im zweiten Jahr von ihr abtrat. Vor allem die Auseinandersetzung mit Herrn Sinzheimer, von dem die Idee der Arbeiterakademie mit ausging und der ERH aus seiner Tätigkeit herauszudrängen suchte, sollte diese Entscheidung zustande bringen, von der AdA abzutreten.

Diese Auseinandersetzung trug sich nach dem ersten Lehrgang zu, der "trotz aller Schwierigkeiten auf allen Seiten, trotz der Neuheit der Aufgabe und des natürlichen Auseinanderstrebens der Hörer, des begreiflichen Mangels an Zusammenhang unter den Dozenten, harmonisch ausgeklungen"[98)] ist. Es ging in dieser Auseinandersetzung nicht um irgendwelche persönlichen Konflikte zwischen ERH und Herrn Sinzheimer, sondern vielmehr um inhaltliche Fragen, das heißt um das "Prinzip der Freiheit und Selbständigkeit der Akademie der Arbeit in Organisation, Lehrmethode und Lernziel".

ERHs Hauptvorwurf gegen Sinzheimer lautet, daß, indem er als Nachfolger von ERH nicht eine "unabhängige Persönlichkeit vorgeschlagen hat, sondern ein namentlich benanntes Mitglied der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität", nicht seine, also die Person von ERH geopfert werde, sondern "die Akademie selbst". Dies hat nach ERH zur Folge, daß mehr oder weniger, "die Aufstellung des Lehrplans, die Heranziehung der nebenamtlichen Lehrkräfte, die Versuche eigener Forschungsmethoden und Forschungsziele (...) abhängig werden von einer Lehranstalt, die als Schüler nur Jünglinge, als Forschungsziel nur zweck- und zeitloses Wissen kennt". Somit werden die "Mitarbeiter wieder zu Studenten gemacht" und der ursprüngliche Anspruch der AdA, eine "Bildungsstätte für erwachsene Arbeiter" zu sein, verraten.

ERH wirft Sinzheimer mangelnde Wandlungsfähigkeit vor: "Er steht auch heute dort, wo er ein Jahr vor Beginn der Arbeitsakademie stand; ich aber habe die Anschauungen und Ideen, mit denen ich mein Amt antrat, mit all den Erfahrungen verschmolzen, die ich selber, meine Kollegen und Sie, meine Mitarbeiter, in der Akademie gemacht haben." Aber auch mit den drei anderen Dozenten der AdA kam es zu einem Eklat, in Bezug auf eine Frage der Lehrmethode. 1964

schreibt er dazu:"Als ich nun bat, wir alle: ich selber, Kriegsteilnehmer, Ernst Michel (katholisch), Sturmfels (SPD), Schlünz (mehr oder weniger Kommunist), sollten in allen Vorlesungen, die von Universitätsdozenten unseren Arbeiterhörern geboten würden, das erste Jahr mit drin sitzen, da empörten sich all die drei gegen diese 'unwürdige'(!!) Zumutung, als seien sie etwas Schlechteres als die Professoren. Wann hätte je ein Professor einem anderen Professor zugehört???"[99)]

Die Offenheit aller gegenüber allen ist aber ein wichtiger Punkt in ERHs Konzept vom neuen Lernen. Und hier blieb er kompromißlos. Sicherlich war es für ERH ein schmerzlicher Moment, als er merkte, daß seine Methode, das Miteinandersprechen, also die Methode, mit der er hoffte, die Gesellschaft verändern zu können, in diesem neuen Projekt der Akademie zu scheitern drohte. Es war, so schreibt er 1964 "ein mich beinahe das Leben kostender Entschluß (...)"[100)].

Einer der drei Dozenten stellte sich nach ERHs Absprung dann aber doch auf seine Seite: Ernst Michel. Wie schon erwähnt, erwuchs daraus eine lebenslange Freundschaft. Michel zieht 1927 sein Resumée in Bezug auf die AdA als Institution. Er thematisiert darin das Problem der Institutionen als starrer Apparat und der Menschen darin, die von einem lebendigen Glauben geleitet werden. "Die Erneuerung der abendländischen Welt" beruht nach Michel auf einer "Revolution der Existenzsphären, um eine kopernikanische Wendung schlechthin (...) auf einer existentiellen Umkehr des Geistes"[101)]. Das Dilemma in Bezug auf die Akademie der Arbeit sieht er nun darin, daß "die Zeit noch nicht erfüllt ist, um eine Schule, eine öffentliche Institution als solche auf den Glauben zu errichten". Für die Menschen seiner Zeit ist es nur möglich, "ihr verantwortliches Tun innerhalb einer Institution auf den Glauben zu gründen. Als Möglichkeit, der Gefahr zu entgehen, eine

Institution nur um der Institution willen zu gründen und nicht um der Menschen willen, plädiert er für eine neue Form der Zusammenarbeit: "Ein *gemeinsames* Wirken aus dem Glauben, wie es der Arbeiterbildungsidee Rosenstocks entspricht, ist heute nur in 'freien Zellen' möglich: in Arbeitsgemeinschaften, geboren aus der begnadeten Begegnung von Menschen verschiedenster Herkunft im Glauben."

Für ERH bedeutet der Abgang von der Akademie der Arbeit zunächst einmal Arbeitslosigkeit. Von 1923 an folgt ein Jahrzehnt der Tätigkeit als Ordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte, bürgerliches, Handels- und Arbeitsrecht an der Universität Breslau. Rudolf Ballerstedt beurteilt diesen Wechsel zweifach: "Der Übergang zur Universität war durch die Not der Inflation erzwungen. Aber es hat auch seinen inneren Sinn, daß Rosenstock-Huessy gerade weil er der Universität mit so viel Reserve gegenüberstand, ihr den Tribut seiner Mitarbeit gezollt hat. Es waren ungemein fruchtbare Jahre."[102)]

Wir haben mit diesen kommenden Jahren nun genau den Zeitraum im Blick, in dem der Weg ERHs und der Joseph Wittigs zusammentreffen. Bevor wir ihn beschreiten können, müssen wir aber zunächst im zweiten Teil den Gang von Wittigs Leben nachzuzeichnen versuchen.

II. Teil JOSEPH WITTIGS LEBEN IN BRESLAU

"Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu tun! - Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes ebendahin liefert?"

(Gotthold Ephraim Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts, § 92)

1. Kurze biographische Beschreibung von Wittigs Weg zum Priesteramt und zur Lehrtätigkeit an der Universität in Breslau

Im ersten Teil haben wir in der Entwicklung von Eugen Rosenstock-Huessy gesehen, daß er bereits im Kindesalter den Wunsch verspürte, Pfarrer zu werden, ohne daß er es dann wurde. Wenden wir uns nun Joseph Wittigs Lebenslauf zu, so fällt ins Auge, daß auch ihn in früher Kindheit der Beruf des Priesters magisch anzog. Betrachtet man allerdings die biographischen und geographischen Gegebenheiten, unter denen Wittig zu der Entscheidung gelangt, Priester zu werden, so sind es ganz andere Einflüsse als bei ERH, der ja in einer jüdischen Familie in Berlin groß wurde und sich mit 15 Jahren, in alleiniger Entscheidung, taufen ließ.

Geboren wurde Wittig 1879 in Schlesien, in der kleinen Kolonie Neusorge bei Schlegel, als sechstes Kind des Zimmermanns Eduard Wittig und seiner Frau Johanna Wittig, die, wie ihre Großmutter, Weberin war. Die Möglichkeiten, auf dem Lande eine höhere Schulbildung zu erlangen, waren sehr gering und so ging er 1885 zunächst den üblichen Weg der Volksschule. Seine Familie stand in den Jahren 1889 bis 1892 in "großen geistigen und körperlichen Nöten (...) die Mutter bekam eine böse Hand (...) der Vater wurde typhuskrank; Teuerung und Mißwachs trieben die Kinder der Neusorger den weiten Weg zur österreichischen Grenze, hinter der das Pfund Mehl einen 'Böhmen' billiger war (...)[1)].

Mit dem Jahre 1892 ist ein erster entscheidender Einschnitt in Wittigs Lebensgang zu vermerken. Zusammen mit einem Vetter besuchte er im Sommer 1892 im Nachbardorf Neu-Gersdorf "Pater May", der kurze Zeit in Neusorge Kap-

lan gewesen war. Dieser beschloß, dem Jungen Unterricht zu geben, damit er auf ein Gymnasium nach Breslau gehen könne. Von Dezember 1892 bis März 1893 wohnte Wittig bei ihm in Neu-Gersdorf. In diesen vier Monaten lernte er bei ihm vor allem Latein, Griechisch und Mathematik. Er bestand die Aufnahmeprüfung und wurde im April 1893 gleich in die vierte Klasse des St. Matthäus Gymnasiums in Breslau eingestuft. Wohnen konnte er im Kloster der Hedwigschwestern, in dem drei von seinen Tanten dienten. "Wie einen Helden der Wissenschaft staunten mich die Klosterkinder an und wie ein Wunderkalb mit Menschenkopf (...) nach dreimonatiger Vorbereitungszeit in die vierte Klasse kommen, das war ein halbes oder ein viertel Wunder."[2)]

Er legte seine Reifeprüfung 1899 erfolgreich ab und begann das Studium der Theologie an der Breslauer Universität. Besondere Zuneigung fand er dort bei dem Dozenten und Kirchenhistoriker Prof. Sdralek, bei dem er einige wissenschaftliche Arbeiten verfaßte. Bereits 1901 legte er das Erste theologische Examen ab. Gleichzeitig schrieb er seine Doktorarbeit über Papst Damasus I. und schloß das Examen rigorosum mit "magna cum laude". Wiederum ein Jahr später promovierte er zum Doktor der Theologie und wurde in Breslau zum Priester geweiht.

Für ein Jahr erhielt er sodann in dem Lausitzer Städtchen Lauban die Stelle des zweiten Kaplans. Prof. Sdralek besorgte ihm schließlich ein Stipendium für eine Studienreise nach Rom, für die Dauer von zwei Jahren. Er widmete sich dort besonders altchristlichen Kunstdenkmälern und der Katakombenmalerei, wobei er einige Studien und Aufsätze veröffentlichte. Als er wieder nach Breslau zurück kam, gingen Planungen von Seiten Sdraleks fehl, Wittig in den akademsichen Lehrkörper aufzunehmen. Er trat erneut eine Kaplanstelle an der Universität in der Marienkirche auf dem Breslauer Sand an. "(...) ich machte in mir Schluß mit jeder Liebeswerbung um die Universität und ver-

senkte mich ganz in die Aufgaben der Seelsorge"[3].

Und doch sollte es nochmal anders kommen. 1909 erkrankte Prof. Sdralek schwer und forderte Wittig auf, ihn zu vertreten. Wittig wußte, daß auch andere Schüler von Sdralek auf diese Aufgabe hofften und wirkte eher ablehnend. Doch ein Satz des kranken Sdralek verfehlte seine Wirkung nicht:"So wollen Sie Ihrem sterbenden Lehrer den letzten Wunsch abschlagen?"[4] In aller Zeitknappheit habilitierte sich Wittig in Kirchenwissenschaft und kirchengeschichtlicher Hilfswissenschaft und begann als Stellvertreter Sdraleks seine akademische Lehrtätigkeit als Privatdozent. Ende 1911 wurde er zum außerordentlichen Professor für Kirchengeschichte ernannt. Sdralek starb 1913. Im Jahre 1915 schließlich wurde Wittig Ordinarius für alte Kirchengeschichte, Patrologie und christliche Kunst. "Nun von aller seelsorgerlichen Verpflichtung entbunden, merkte ich freilich erst, was mir das Volk, dem ich bisher gedient, gewesen war: kein fernes Objekt meiner Arbeit, sondern Fleisch und Blut, mir zugewählt und zugesellt zu einem Leib. Nun war ich ihm entführt. Nun hatte ich wieder bloß mich allein. Nun begann meine Seele wieder zu suchen, denn der eigene Leib, der Mann ohne Weib und Volk, war ihr nur halbes Werk und nur halbes Bild. Und es stellte sich der Geist vor sie und sprach:'Mich sollst du wählen; mir allein sollst du nun dienen; (...)."[5]

Betrachtet man den Lebenslauf bis 1915 in dieser Abfolge, so kann man staunen über den Aufstieg des Handwerkersohnes aus einer kleinen Kolonie zum Universitätsprofessor in Breslau. Und doch, so sehen wir im letzten Zitat, beginnt in Wittig, trotz seiner sicheren Position als Professor, ein inneres Suchen. Und es bricht in ihm zu jener Zeit eine Sehnsucht auf, die schon längere Zeit in ihm geschlummert hatte, sein Hang zum Geschichtenschreiben. Heinrich Förster, ein Zeitgenosse und intimer Wittig-Kenner, schreibt zu diesem Zeitpunkt um 1913 bis 1915: "Wit-

tig begann auf einmal ganz unakademisch, ganz ursprünglich zu schreiben, so wie er als Kaplan vom Sande schon manchmal gepredigt hatte. Freilich nahm ihm sein neues Predigtamt bei den Universitätsgottesdiensten (...) noch soviel Zeit und Kraft weg, daß das neue Brünnlein anfänglich sehr kärglich floß."[6)]

Daß durch die Zeitknappheit dieses Brünnlein zunächst nur kärglich zu fließen begann, ist einsichtig; wie aber ist jene andere Tatsache zu erklären, daß Wittig seine ersten Erzählungen unter dem Pseudonym Dr. Johannes Strangfeld veröffentlichte?

Johannes König sah 1925 die Verwendung des Pseudonyms darin begründet, daß "der Universitätsprofessor (...) die dunkle Ahnung hatte, daß er hier etwas geschrieben hatte, das so ganz und gar aus dem Rahmen dessen herausfiel, was ein zur jüngeren Gelehrtengeneration gehörender Mann, der nicht gern aus dem wissenschaftlichen Sattel gehoben werden möchte, zu schreiben pflegt. Deshalb verbarg er sich hinter dem Familiennamen seiner Mutter (...), diese Strangfeldaufsätze aber (...) sie standen sofort einzigartig da auf dem Gebiete der religiösen Volksschriftstellerei (...)"[7)].

Versuchen wir im zweiten Kapitel, Wittig auf seiner Suche nach einer neuen Identität zu begleiten.

2. Joseph Wittig im Ringen um eine "Sprache des Glaubens"

1914 erschien als erste Geschichte in der Zeitschrift "Heliand", unter dem Pseudonym "Strangfeld": "Der schwarze, der braune und der weiße König. Ein religiöses Erlebnis"[8].

In der Ich-Erzählform erzählt Wittig, wie er als Erwachsener, nach langen Jahren wieder einmal große Sehnsucht verspürte, sich auf den alten Dachboden zu begeben, um dort die Figuren der Weihnachtskrippe zu suchen, die sein Großvater selber geschnitzt hatte. Während er sich auf den Weg macht, drängen sich ihm alte Erinnerungen auf, so auch an den Großvater: "Der Großvater war einer jener stillen Mystiker, deren Verhältnis zu Gott mit keinem irdischen Wort bezeichnet werden kann. Die Grafschafter kennen diese Art Menschen. Sie werden auf den einsamen Wegen, werden in den langen Wintern (...) werden in den barocken Dorfkirchen. Es genügt ihnen nicht, an Gott zu glauben und seine Gebote zu halten. Er soll nicht im Himmel bleiben, soll vielmehr unter ihnen wohnen (...)." Es erweist sich aber die Sehnsucht nach den drei Königen besonders groß, "die ich einst wochenlang sehnsüchtig erwartet und mit denen ich dann inbrünstig zum Stern und Stall aufgeschaut und zum Gotteskind gebetet habe", und von denen er noch genau weiß, daß der "Braune" sein "Lieblingskönig" war. "Das imponierte mir, daß er auf den Stern zeigen und doch den Kopf zum Schwarzen wenden konnte (...)".

Aber diese Erinnerungen aus der Kindheit unterbricht der Erzähler reflektierend von seinem Gegenwartsstandpunkt aus, um festzustellen: "Das alles ist nicht mehr (...). Die neue Zeit hat das alles beseitigt (...) Ja man darf in unserer klugen, wirklichkeitsnüchternen Zeit kaum von

den holdseligen religiösen Torheiten, von dieser göttlichen Weisheit an der Krippe reden (...) Oder man darf reden und es sogar drucken lassen, aber man findet keinen ehrlichen Glauben dafür."

Unter solchen Gedanken erreicht er schließlich die Dachkammer und findet tatsächlich in einer alten Truhe noch die meisten Teile der Weihnachtskrippe. In großer Freude widmet er sich noch einmal dem "wiedergefundenen Weihnachtsglück" und es schließt die Erzählung: "Laßt mich schweigen über die Seligkeit des Aufpackens und des Auspackens. Wie ein lange verschlossener Quell aus dem Erdboden, so schoß auf und sprudelte die Freude hervor aus dem Kästlein (...)."

Wittig deutet in dieser Geschichte an, welche Besonderheit es mit dem Gottesglauben beim Großvater und den Menschen in der Grafschaft Glatz auf sich hat:"(...) es genügt nicht, an Gott zu glauben (...) er soll vielmehr unter ihnen wohnen". Anders gesagt, sie nehmen das johanneische "und das Wort ist Fleisch geworden" in seinem urchristlichen Verständnis noch ernst. Es ist dies nach Wittig ein Glaube, der nicht laut auf dem Marktplatz verkündet wird, sondern sich mitten im Alltag vollzieht. Dieser lebendige Glaube ist es, den Wittig fasziniert und den er in einer Reihe von Geschichten aufspüren will. Dies wird auch ersichtlich am Titel seines ersten Buches mit Geschichten, das 1922 beim Herder-Verlag als erstes in der Reihe "Bücher für Seelenkultur" erscheint. Er lautet: "Herrgottswissen von Wegrand und Straße, Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen." Und auch im zweiten Buch mit gesammelten Geschichten, das 1924 erscheint, wird das Interesse Wittigs deutlich, abseits von der amtlichen und institutionalisierten "Glaubensstraße" Beispiele gelebten Glaubens aufzuzeichnen. Sein Titel heißt: "Die Kirche im Waldwinkel und andere Geschichten

vom Glauben und vom Reiche Gottes." Er sieht aber auch die paradoxe Schwierigkeit, die rechte Sprache für diesen Glauben zu finden, der "mit keinem irdischen Worte bezeichnet werden kann", und die Schwierigkeit, bei den Lesern auf einen "ehrlichen Glauben" für diese Geschichten von den "religiösen Torheiten" zu stoßen. Immer wieder taucht in den Geschichten durch die reflexive Tätigkeit des Erzählers ein Widerspruch auf, der in der geschichtlichen Spannung von "einst" und "jetzt" oder der "alten" und der "neuen Zeit" thematisiert wird. In dieser Spannung ist für ihn oftmals ein Verlust lebendigen Glaubens auszumachen.

Schauen wir aber, bevor wir diese Spannungen mit Wittigs Augen näher erfassen, uns zuerst an, was das Wesen lebendigen Glaubens für ihn selber bedeutet und wie er in einen solchen hineingewachsen ist.

Hierzu soll uns die Geschichte "Vom Märchen zum Mysterium"[9)] verhelfen, die er 1915, ebenfalls noch unter dem Pseudonym "Strangfeld" schrieb. In dieser Geschichte führt er wiederum als Ich-Erzähler aus, wie er als Kind zum Verständnis der "Glaubenslehre vom heiligsten Altarsakrament" gekommen war, um damit dem Urteil entgegenzutreten, "es sei ein gründliches Studium der philosophischen Propädeutik notwendig, ehe man die Verwandlung des Wesens unter Erhaltung der Form des Brotes recht verstehen könne". Denn wäre dies in der Tat der einzige Weg, um zum Verständnis der Eucharistie zu kommen, so wäre er selbst, der studiert hat, aber nicht weiß, welche "philosophische Propädeutik (...) die rechte war, und die vielen armen Kinder, die von allen diesen Gelehrsamkeiten noch viel weniger verstehen als ich", ausgeschlossen von der "tieferen Erkenntnis der Eucharistie".

Daß aber ein Verständnis nur für Gelehrte in Frage kommt,

dagegen spricht schon die Tatsache, "daß die zwölf Apostel das so schwer verständliche Geheimnis der heiligen Eucharistie wie eine Selbstverständlichkeit aufnahmen und glaubten und übten, und ich kam auf den Gedanken, daß in der menschlichen Natur eine Fähigkeit vorhanden sein müsse, in das innere Wesen der Dinge hineinzuschauen (...) und in der Gestalt nur Schein zu sehen". Und er schließt an diesen Gedanken eine Vermutung an: "(...) vielleicht ist dieses von der Gestalt unabhängige Denken, dieses unmittelbare Hinschauen auf das innere Wesen der Dinge in der Geistesentwicklung des Menschen das Ursprünglichere. Das Kindhaftere ist es."

Aus eigener Erfahrung erzählt er nun eine Geschichte aus seiner Kindheit, die wir kurz zusammenfassen. Als kleiner Junge erblickte er einmal vom Haus des Vaters aus auf einer kleinen Anhöhe, auf der ein Haus stand, einen Mann, der für ihn aus dieser Entfernung nicht größer als sein kleiner Daumen erschien. Es entbrannte in ihm der Wunsch, diese Miniaturwelt herzuholen, um sie auf seinen Kaninchenstall zu stellen. Doch sein Vater, dem er diesen Wunsch äußerte, ging mit ihm auf diesen Hügel hinauf, um ihm zu zeigen, daß in Wirklichkeit alles genau so groß ist, wie am eigenen Hof. "Da war ich ganz enttäuscht und sagte zu meinem Vater: 'Ich möchte einmal einen wirklichen Menschen sehen, der nur so groß ist wie mein Daumen' (...) und dachte immer wieder an den Mann, den ich einmal finden würde und den ich zwischen meinen Fingern halten könnte (...) wie eifrig suchte ich diesen Mann." Aber, überall wo er ihn suchte, im "Ackerboden, in Vogelnestern, in Blumenkelchen", nirgends war er zu finden. Es blieb allein eine Hoffnung, "(...) Zauberbücher und Wunderbücher zu kaufen, welche die beste Methode enthielten, in das Innere der Dinge (...) einzudringen".

Doch auch nachdem er ein solches von seiner Tante erhal-

ten hatte, mußte er feststellen, daß er zwar viel "Kunde von dem geheimnisvollen Leben der Dinge" erfahren konnte, aber der kleine Mann war noch nicht unter den neuen Entdeckungen zu finden. Nun, "ohne eine besondere Schickung Gottes wäre ich nun wohl nicht weitergekommen, und ich wäre ein kleiner Gelehrter mit ungelöstem Problem geworden". Es geschah nun eines Tages, daß ihm vom Schulweg nach Hause ein "sehr lumpiger und sehr dürrer Vagabund" entgegenkam und ihn um eine Butterschnitte bat. Wie er ihm eine solche gegeben hatte, wandte sich der Vagabund dem Jungen zu und erklärte ihm: "Du weißt wohl noch nicht, was das Brot ist. In dem Brote steckt die ganze Liebe Gottes zu uns armen Menschen und der Pfarrer kann aus einem solchen Stück Brot sogar den lieben Herrgott machen." Diese Worte des Vagabunden sorgten unverhofft für eine neue Perspektive auf der Suche nach dem kleinen Menschen, der so groß sein sollte, wie der Daumen. Zu Hause angekommen fragte er sofort seine ältere Schwester, ob es wahr sei, daß der Pfarrer aus Brot den lieben Herrgott machen kann", worauf sich das folgende Zwiegespräch ergab:"Weißt du denn das noch nicht? Er tut es doch alle Tage in der heiligen Messe!" "Wie sieht denn dann der liebe Herrgott aus?" "Es ist der richtige Heiland, aber in Gestalt eines kleinen, ganz weißen Brotes." "Da kann ihn der Pfarrer so in den Fingern halten?" "Ja freilich." Die Schwester verwies ihn auf den kommenden Tag, an Fronleichnam, an dem der Pfarrer den Heiland durch die Straßen und Fluren trägt. Und hier bestätigte sich ihm dann das in Worten der Schwester schon Verheißene:"Erst als ich am anderen Tag den kleinen König in der Gestalt des leuchtenden kleinen Brotes sah, da kam es mir freudig in die Seele, daß Gott selbst meine kindische Sehnsucht erfüllt hatte (...) nach dem kleinen Manne (...) der nicht die gewöhnliche Menschengestalt hatte und sich mit den Fingern erfassen ließ (...) und ich fing an auszurechnen, in wieviel Jahren ich Priester werden könnte, um das Wunder der Wesensverwandlung selbst zu vollziehen (...)."

Die Aussage der Geschichte ist wohl darin zu sehen, daß an ihrem Beispiel gezeigt werden soll, daß das "Mysterium" des Glaubens, hier das Sakrament der Eucharistie, nicht allein durch "Gelehrsamkeit" oder "philosophische Propädeutiken" vermittelt werden kann, sondern Vermittlung auch auf unerwartete Weise, hier durch einen "lumpigen und dürren Vagabunden" und an unbekannten Orten, hier am Straßenrand, also im gewöhnlichem Ablauf des Lebensalltages geschehen kann. Dies scheint zwar selbstverständlich zu sein, und für Wittig ist es das auch, doch wenn Wittig als Hochschullehrer nun anfängt, diese Selbstverständlichkeiten zu benennen, so erscheint dies freilich schon wieder weniger selbstverständlich, denn "Subjektivismus als Ausdrucksform wissenschaftlicher Gedankengänge ist, namentlich in Deutschland, immer anrüchig gewesen."[10] So beschreibt der schon erwähnte Johannes Hönig die Ausgansposition, in die Wittig als erzählender Theologe sich hineinbegibt.

In der Frage nach der Vermittlung religiöser und theologischer Fragen geht Wittig von nun an ganz bewußt von subjektiven Erfahrungen und Beobachtungen aus, um sie in einer nicht theologischen, d.h. einer nicht begrifflichen Sprache, verständlich zu machen.

Er gelangt zu der Überzeugung, daß "richtige Theologie" eben auch erzählt werden muß. In der Erzählung "Das Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse" von 1920, zu einer Zeit also, da er mit seinen Geschichten schon bekannt war, thematisiert er das Verhältnis von einer Theologie, die auf dem Katheder gelehrt wird und in der Amtskriche praktiziert wird, zu einer solchen, die auf der Landstraße sich abspielt. Als Anschauung zu dieser Überlegung greift Wittig eine Situation auf, in der er als Student, kurz vor seinem Doktorexamen einen Karren gezogen hatte, der in der Grafschaft als Transportmittel

üblich war. "Zum ersten Male bin ich mit einem solchen Wagen gefahren, als ich schon Student der Theologie war (...). Ich schämte mich schon damals ein wenig vor den Dorfleuten, obwohl es schon ein wenig dunkelte. Wie muß ich mich erst schämen, da ich heute mit einem solchen Wagen mitten in die heilige Theologie gerate, und zwar bei hellichtem Tage. Das ist ja noch nie dagewesen, daß jemand mit einem solchen Wagen in die Theologie kam. Aber die richtige Theologie wohnt nicht nur über Wolkenreichen und Sternenhimmeln, sie fährt nicht nur in Pfarrerkutschen oder bischöflichen Equipagen, sie sitzt nicht nur auf Kathedern, sondern sie geht auch auf die Landstraße (...)"[11].
Wittig schlägt also den unerhörten Weg, Theologie in erzählender Form zu betreiben, deshalb ein, weil er sich selber inmitten der Spannung von "Kathederwissen" und "Alltagsfrömmigkeit" stehen sieht. Dieser Spannung zwischen "Geist" und "Glaube" will er nicht ausweichen, sondern er stellt sich ihr ganz bewußt.
Alle seine Erfahrungen aus seiner Kindheit und der Grafschafter Heimat, aus seiner Kaplanszeit in Lauban und Breslau kann und will er als Universitätslehrer der Kirchengeschichte nicht vergessen. Vergangene und gegenwärtige, subjektiv empfundene Glaubenserfahrungen und objektives Wissen über die Welt des Glaubens schließen sich für ihn nicht aus, sondern sie gehören vielmehr unabdingbar zusammen. Deshalb plädiert er für "das gleichzeitige Vorhandensein von kritischer Veranlagung und von unbedingtem Glauben an die Wirklichkeit der Glaubenswelt"[12].

Dieses Sich-sträuben Wittigs, nicht gegen den Geist der Wissenschaft als solchen, in den er sich ja gerne stellt, sondern gegen seine Alleinherrschaft, gegen sein Nichtberücksichtigen-wollen des "anderen Geistes" ist, so kann man im Sinne ERHs sagen "nichts anderes, als das erneuerte Credo ut intelligam, das Paradox der christlichen Liebessprache".(Vgl. d. vorl. Arb. S. 11).

Es ist dies auch die Entscheidung Wittigs, nach seiner Priesterweihe "(...) nicht mehr die sichtbare Wirklichkeit zum Ausgangspunkt meines Denkens und zum Maße meines Denkens zu machen und nicht erst nach ihr die Sicherheit der anderen Wirklichkeit zu bestimmen, sondern diese andere Wirklichkeit als die erste und unbedingt sichere zu erfassen und nach dieser den Wert und die Wirklichkeit der sichtbaren Welt zu bestimmen"[14]. Das "Maß seines Denkens" bildet für ihn die "andere Wirklichkeit" und der "andere Geist" und diese haben ihren Grund in "Gott und seiner Offenbarung"[15], die die "Grundlage des wahren Fortschritts"[16] bildet. Wahrer Fortschritt zeigt sich aber nicht in "frommen Redensarten", sondern nur dann, wenn Gott und seine Offenbarung "zu geistigen Prozessen in *uns* werden und für Seele und Welt Bedeutung erlangen. Sie müssen Lebensfragen für uns sein"[17].

Wittig kann eine Wissenschaft der Theologie nicht ohne Erfahrung im gelebten Glauben betreiben und ebensowenig vermag er, einen lebendig erfahrenen Glauben in wissenschaftlichen Begriffen erstarren zu lassen, sondern die Stoßrichtung seines Denkens verläuft lebensnah: "(...) die Eschatologie muß aus den heiligen Büchern heraus in unsere Seele, in unser Leben"[18]. Wohl wissend aber, daß der wissenschaftliche Geist noch ungebrochen an seiner Alleinherrschaft festhält, stellt er seinen Zeitgenossen die beschwörende Frage:"wann wird überhaupt die Einsicht kommen, daß das Lebendige tausendmal mehr wert ist als das Geschriebene mit all seinen Schwierigkeiten, Undeutbarkeiten und Zweifelsquellen"[19].

Er bedauert gar, daß noch keine "Methode für eine bücherlose Theologie" ausgearbeitet ist, wie es eine solche für die "Büchertheologie" ja gibt. Für ihn ist eines "von vornherein klar, daß man Theologie nicht nur aus Büchern und nicht nur aus Hörsälen der Universität studieren kann", und er zählt eine Reihe der für sein Studium der

"bücherlosen Theologie" benutzten Quellen auf: "Ich habe sie studiert aus den Erzählungen meines verstorbenen Vaters, mit dem ich viele stille, einsame Wege gegangen bin, aus der Seele meiner guten Mutter, auch aus ihren sonnverbrannten, arbeitsrauhen Händen, aus den Lebensschicksalen meiner Geschwister und Freunde, aus den Bildern und Kapellen am Weg, aus dem Bau und Schmuck unserer Bergkapellen, aus den liturgischen Feiern der Pfarrkirchen. Aber auch aus den Steinen, Gräsern und Blumen, besonders denen, die auf dem Wege von Schlegel und Neusorge wachsen"[20].

Hier sehen wir also den ganzen Katalog vor uns, in dem für den Geschichtenschreiber und Theologen Wittig ein unendlicher Schatz an Erfahrungen und Erlebnissen aufbewahrt ist, mit Hilfe dessen er aber nicht sich selbst bespiegeln will, sondern mit Hilfe dessen er die Gegenwärtigkeit der "anderen, unsichtbaren Wirklichkeit" in der "sichtbaren Wirklichkeit" bezeugen will, jenes "Mysterium" vom kleinen Mann, der "nicht die gewöhnliche Menschengestalt hatte und sich mit den Fingern erfassen ließ". Denn in ihm drückt sich das "Urgeheimnis aus, daß ein ewiger Vater ist, aus dem immerdar Leben strömt, daß Jesus Christus sein eingeborener Sohn ist, in dem das göttliche Leben sichtbar auf der Erde erschien, um alle zu überströmen, die an ihn glauben; daß der Geist Gottes euch immerdar umschwebt und euch befruchtet und euch heiligt. Denn das ist das tiefste Geheimnis eures Lebens, daß in euch die Heilige Dreifaltigkeit zur irdischen Wirklichkeit wird"[21].

Das Geheimnis von der "Fleischwerdung des Wortes" und die Wiedergeburt der Heiligen Dreifaltigkeit in der Seele des Menschen bilden für Wittig das Zentrum seines Glaubens. Und sicherlich können wir auch hier wieder die Worte Eugen Rosenstock-Huessys für Wittigs Glaubensverständnis

verwenden, wenn er sagt: an diesem Geheimnis "hängt ja wohl alles"(vgl. d. vorl. Arb. S. 10).

Eng verbunden mit der "Wiedergeburt" ist für Wittig die Vorstellung und die Verheißung des "Reich Gottes": es "muß auf der Erde stehen, wenn es auch nicht von dieser Welt ist, und es muß aus der Ewigkeit hereinreichen in die Zeit. Wir müssen ihm schon bei Lebzeiten angehören können und wollen. Es muß also der Himmel sein, der auf diese Erde reicht"[22].

Die Offenbarung Gottes hat für Wittig, wie für ERH zur "unmittelbaren jetzt-hier-so-Wirklichkeit"(vgl. d. vorl. Arb. S. 9) zu werden. Es gibt für Wittig in dieser Frage nur ein "entweder - oder", tertium non datur. Das Evangelium vom Reich Gottes ist "entweder ein leeres Wort (...) ein Mißbrauch der allerletzten Hoffnung der Menschheit, ein Betrug und eine Schande (...) oder es ist etwas Wunderbares und Großes und Wahres (...)"[23].

Wir haben gesehen und fassen damit das Gesagte zusammen, wie Wittig lebendige Zeugen dieses "großen und wahren Wortes vom Reich Gottes" im Volk der Grafschaft Glatz vor Augen sieht, in dem der "Glaube in ursprünglicher Weite und Fülle und Tiefe von einem Geschlecht zum anderen dahinwogt, wo die formulierten Wahrheiten wie festgemauerte Heiligtümer sind, um welche noch eine ganze Flut unformulierter Wahrheiten spült in Brauch und Sitte, Beten und Sinnen (...)"[24]. Wittig als Gelehrter muß aber, um sich diesem lebendigen Glaubensschoß nähern zu können, einen Sonderweg bahnen, nämlich den des Gesschichtenschreibers. Und wie wir sahen, war er sich der unerhörten Art dieses Sonderweges wohl bewußt. Nur im Zugeständnis an eine lebendigere Sprache als die Begriffssprache des "Geistes der Wissenschaft" sie darstellt, vermag er den lebendigen Glauben auch zu übersetzen.

Im Spannungsfeld von "Wissen und Glauben", von "Sichtbarem und Unsichtbarem", von "Vergänglichem und Ewigem" stellt für ihn die subjektive Aussage von echten Glaubenserfahrungen die einzige Möglichkeit dar, zu "objektiven" theologischen Erkenntnissen zu gelangen.

Wie er mit dieser erkenntnistheoretischen Haltung, die Wittig allerdings nie theoretisch begründete, an die beiden Sprachdenker ERH und Franz Rosenzweig herangetreten ist, ohne daß er deren Denken schon gekannt hätte, zeigt ein Zitat aus einem Brief Rosenzweigs zu dieser Problematik: "Es gibt keine andere Möglichkeit objektiv zu sein, als daß man ehrlich von seiner Subjektivität ausgeht. Die Objektivitätspflicht verlangt nur, daß man wirklich den ganzen Horizont sieht, nicht aber daß man von einem andern Standpunkt aus sieht als auf dem man steht, oder gar von 'gar keinem Standpunkt'. Die eigenen Augen sind gewiß nur die eigenen Augen. Es wäre aber schildbürgerhaft zu glauben, daß man sie sich ausreißen muß um richtig zu sehen."[25)]

Angedeutet haben wir auch schon das geschichtliche Spannungsfeld, in dem Wittig seinen Standort zu bestimmen versucht, um von hier aus auch eine Einschätzung der Zeit- und Glaubenssituation vornehmen zu können. Wenden wir uns im dritten Kapitel dieser Analyse nun zu:

3. Joseph Wittig - Patrologe und Zeitkritiker

Auch hierzu hat Wittig keine geschichtsphilosophischen Abhandlungen verfaßt, sondern immer wieder zeigt er direkt in seinen Geschichten geschichtliche Spannungsfelder skizzenartig auf, wie wir es in der Geschichte vom "schwarzen, braunen und weißen König" bereits gesehen haben.

Zwei Entwicklungen interessieren ihn dabei besonders. Zum einen die Entwicklung innerhalb der Kirche und ihren Strukturen, und zum anderen das Verhältnis von Kirche und Welt und dem sich wandelnden Gottesverständnis. Er markiert in der Entwicklung des letzteren, vom ersten zum zweiten Jahrtausend einen grundlegenden Wandel. So bildete er noch im ersten Jahrtausend "das Geheimnis der göttlichen Mitwirkung bei allen Handlungen und Geschehnissen die Grundlage der Weltauffassung und Lebensauffassung des ganzen christlichen Volkes (...)"[26]. Danach, und er meint wohl insbesondere die mit Descartes einsetzende neue Denkhaltung, legt er eine Zäsur an: "Nach diesen tausend Jahren aber kamen die Zeiten, in denen der Mensch, wie man sagt, sein 'Ich' entdeckte, und, wie man sagen kann, sein 'Ich' anzubeten begann. Immer weniger dachten die Menschen an Gott, immer mehr an das stolze 'Ich', und immer kecker stellten sie dieses 'Ich' in den Mittelpunkt des Weltgeschehens und legten ihm immer mehr Kräfte bei, bis es beinahe alle Eigenschaften Gottes an sich trug." Er zieht daraus ein Fazit und bekennt sogleich seine eigene Haltung inmitten dieses Wandels: "So erhielt allmählich der Wille seine falsche Königskrone, die ich ihm gern abreißen möchte, und die er bei mir längst nicht mehr tragen darf."[27]

Die Vorherrschaft des Willens brachte in der Folgezeit den Seelenhaushalt des Menschen in Verwirrung: "Nicht je-

de Zeit hat die Menschenseelen so sehr bedrückt, so sehr gefangengehalten, so sehr tyrannisiert wie die heutige. Nicht zu jeder Zeit war es so schwer, die Seele loszureißen und aus den Niederungen dieser Erde zu erheben. So gewaltig, so betäubend ist der Lärm unserer Tage."[28] Wittig meint damit den Lärm des Ersten Weltkrieges, die "Todesschreie von Millionen Menschen, die Verzweiflungsrufe von Millionen Verlassener und Verwaister, das Zusammenbrechen ganzer Staaten, die Vernichtung ganzer Völker"[29].

Der Wille mit seiner "falschen Königskrone", der "Geist", der ein "Produkt der Erde" geworden ist und nicht mehr "Geist Gottes" sein will, der seinen "Ausgang vom Vater und vom Sohne" hat, hat nach Wittig "Staaten und Kirchen" derart ausgetrocknet, "daß alle ihre lebendigen Wasser ausliefen (...) keine Überraschung, kein Himmelaufreißen, kein seliges Staunen mehr (...) das geschlossene Visier ist das Hauptmerkmal unserer Zeit"[30].

Wittig bekennt nun trotz dieses Hauptmerkmals eines "geschlossenen Visiers": "Ich bin ein Liebhaber unserer Zeit, gerade weil ich als Historiker vergangene Zeiten geliebt habe."[31] Und mit dem Blick des Historikers glaubt er sagen zu können, "das *Leben* unserer Zeit hat etwas Wahrhaftiges, Frisches, Aufrichtiges. Verwesend sind nur die Formeln, Sprüche und Anstalten, die der Geist an Stelle des lebendigen Glaubens gesetzt hat", deshalb sind "Dekadenz und Aufstieg kein zeitliches Voreinander oder Nacheinander (...) sondern mitten in der Dekadenz ist Aufstieg, mitten im Aufstieg Dekadenz"[32].

Daß der "Geist" sich an "Stelle des lebendigen Glaubens" gesetzt hat, bedeutet für ihn, daß sowohl "Staaten" und "Kirchen" Verluste anzuzeigen haben. Es gibt im Leben nämlich keine "Überraschungen" mehr, kein "Staunen", und die

Verheißung des "Reich Gottes", das aus der "Ewigkeit in die Zeit hereinreichen muß" fällt nur noch auf taube Ohren: "es ist mir als sei der heutigen Menschheit der Gedanke an das Reich Gottes verlorengegangen oder wenigstens aus dem klaren, lebendigen Bewußtsein geschwunden"[33]. Wittig übernimmt hier die Aufgabe, eine Art "Verlustkonto" des Denkens der Neuzeit einzurichten, um der "Dekadenz" nicht hilflos zu verfallen, sondern ihr in einer realistischen Einschätzung entgegentreten zu können. So sieht er aber in der Kirche eher eine Haltung des Nicht-wahr-haben-wollens der Lage der Zeit: "Wir predigen auf den Kanzeln das alte Wort Gottes für eine immer kleiner werdende Welt, lehren von den Kathedern die alten Wahrheiten und wissen nicht, daß unterdes die Welt aus anderen Quellen trinkt und unseren Trank nicht mehr mag."[34]

Amtskirche und Lehramt verschließen sich so der Tatsache, "daß der größte Teil der Menschheit der Gestalt der Kirche, ihrer Sprache, ihrer Theologie, ihrem Geiste, ihrem Christentum immer unzugänglich sein wird"[35].

Wittig seinerseits macht sich, ausgerüstet mit dem Werkzeug des Patrologen, auf die Suche nach den verlorenen Schätzen der Kirche, denn eines ist für ihn gewiß: "Alles was notwendig ist, liegt da in den geistigen Lagern der katholischen Kirche" und so heißt für ihn die Losung:"Nur heraus mit den Schätzen und Kräften!"[36], bzw. "nur tapfer hinein in die Urkunden der Religion"[37], wenn die Menschen wieder "die Geheimnisse und Wunder ihres Geistes erfahren wollen."

Versucht Wittig als Geschichtenschreiber mit Hilfe von Erzählungen, die "ganze Flut von unformulierten Wahrheiten (...) die in Brauch und Sitte, Beten und Sinnen" sich manifestieren, als lebendige, gegenwärtige Glaubenszeugnisse aufzuzeigen, so unternimmt es Wittig als Patrologe

historisch, lebendige Glaubenshaltungen, insbesondere aus der Zeit der Kirchenväter, aufzuzeigen, um sie letzten Endes wieder für die Gegenwart fruchtbar zu machen.

Dies wird nun deutlich in einem Aufsatz mit dem Titel: "Von dem kirchlichen Leben im II. und XX. Jahrhundert von 1922"[38]. Die Absicht eines solchen historischen Längsschnitts ist nicht ein Zurückgehen in die "gute alte Zeit", denn für Wittig ist klar: "wir können nicht mehr zurück zum zweiten Jahrhundert. Wir können und dürfen nicht wegschneiden, was sich seitdem in organischem Wachstum entwickelt hat", nein, es ist mehr eine pädagogische Absicht dahinter, denn "lernen können wir immer noch von dem Christentum jener Zeit, in welcher der Glaube nicht wie eine Schnecke so langsam, sondern wie ein Sonnenstrahl so schnell über die damals bewohnte Erde ging".

Was Wittig besonders auffällt, ist die "Einfachheit", auf der die "Missionskraft dieses anfänglichen Glaubens" beruht. Dabei versucht er sowohl die innere Haltung der damaligen Christen und ihr Verhältnis zur äußeren Form der Kirche herauszuarbeiten, um die Wurzeln ihrer "Diasporatüchtigkeit" zu erfassen.

Der Glaube war noch "ohne Schutz- und Trutzgewand, ohne weltliche Legitimierung". Im Gegensatz zu späteren Zeiten gab es noch kein "großes katholisches Weltanschauungssystem, das die abertausend Einzelwahrheiten und Einzeltatsachen der Heilsgeschichte zu einer großen logischen Einheit zusammengefaßt hätte". Es war für den "einzelnen versprengten Christen" noch nicht ausgesprochen, "daß der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes und der regelmäßige Sakramentsempfang unbedingte Erfordernisse für die Zugehörigkeit zur Kirche seien", sondern "durch den einfachen Glaubensakt und durch den guten Willen, nach dem Glauben zu leben, vermochte sich ein jeder (...) in jedem Augen-

blicke zu rechtfertigen (...) die Taufe bot die Garantie für das ewige Leben". Diese Art des Vertrauens nennt Wittig: "altchristliches Vertrauen auf die rettende Kraft der Taufe".

Für das kirchliche Leben innerhalb der werdenden Gemeinden, in denen die "mannigfaltigsten Formen" sich bildeten, konnte "jeder erkennen, daß es auf die Form nicht ankommt, und daß in allen Formen ein Lebenskeim enthalten ist, der überallhin mitgenommen und allen, wirklich allen Verhältnissen angepaßt werden kann, ohne daß irgendeine bestehende Rubrik umgestoßen werden muß".

Beides, das einfache und unbedingte Vertrauen auf die Taufwirkung und die Ausdrucksvielfalt der vielen zerstreuten Kirchengemeinden, die noch nicht"warm und weich gebettet" waren, gab dem "altchristlichen Menschen eine große Festigkeit und Ständigkeit".

Beide Fähigkeiten, sowohl die der einzelnen Christen als auch die der gesamten Kirche, ursprünglich und kreativ zu sein, gingen nach Wittig in der Neuzeit verloren: "die Diasporafähigkeit der Gläubigen ging verloren. Der Katholik fühlt sich nur wohl im Schatten des Kirchturms". Er sieht dies darin begründet, daß die "Vorbedingungen für die Zugehörigkeit zur Kirche und das ewige Leben immer zahlreicher wurden und desto zahlreicher wurden für den gebrechlichen Willen die Möglichkeit der Trennung von der Gemeinschaft, und desto notwendiger wurde die Norm der Kirche und ihrer Priesterschaft".

Das Verhältnis von einzelnem Gläubigen zum Gesamten der Kirche ist also ein anderes geworden. Nun ist Wittig weit davon entfernt, all die "Zwischeninstanzen", die sich zwischen den Gläubigen und Gott geschoben haben als sinnlos anzusehen, sondern ihm geht es in dieser neuen Lage

vielmehr darum, an die vorbildliche Haltung der altchristlichen Menschen zu erinnern, um sie wieder einsatzfähig zu machen: "(...) es sollte doch jeder einzelne dafür Sorge tragen, daß er endlich einmal allein stehen und laufen lernt, ohne gleich über den nächsten Stein und in die nächste Grube zu fallen. Und er sollte es auch lernen, allein wieder aufzustehen, wenn er gefallen ist. So wahr es ist, daß es für den Katholiken kein Heil gibt, außer durch die Kirche, so ist es doch um der Diasporafähigkeit willen notwendig, daß der Katholik befähigt wird, seine Sache auch einmal allein mit dem Herrgott in Ordnung zu bringen und die Lebensverbindung mit Christus auch einmal allein aufrechtzuerhalten."

Wittig plädiert hier eindringlich für das, was man "Mündigwerden des Christen" bezeichnen kann. Eng verknüpft damit ist für ihn der Gedanke des "allgemeinen Priestertums", das er an anderer Stelle definiert als das "tiefste Wesen jeglichen christlichen Seins und Tuns, auch wenn es in rein weltlichem Kleid und ohne jegliches kirchliches Zeichen, nur unter dem sakramentalen Zeichen der einmal gespendeten, aber einen unverlöschlichen Charakter verleihenden Taufe erscheint, - als reinste Folge der erlangten (...) Gotteskindschaft, die seit dem Erscheinen des eingeborenen Gottessohnes im Fleische der einzig wahre, alles frühere Priestertum übertreffende hinzutritt zum Allerheiligsten, also das einzige, wahre Priestertum ist"[39].

Und noch in einem anderen Aufsatz vom selben Zeitraum, zwischen 1920 bis 1922, beschäftigt ihn das Verhältnis von Einzelnem und Ganzem. Schon im Titel kommt dies deutlich zum Ausdruck: "Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele"[40]. So heißt es dort in Bezug auf Epheser 1 und 4: "Ganz deutlich wird das Wachstum der Kirche mit dem eigenen Aufbau, der

Selbstverwirklichung der Seele zur Mannesreife, zur Fülle, in engste Verbindung gebracht. Die äußere Organisation, die Ämterverteilung hat ihr eigenes Ziel im *Mündigwerden aller*, nicht damit nur die Amtsinhaber mündig werden und die anderen alle in Unmündigkeit bleiben!"[41)]

Die Harmonie zwischen "katholischer Seele und Kirche (...) ist zurückzuführen auf das Auseinanderhervorwachsen, Aufeinanderzuwachsen, Ineinanderwachsen und Zusammenwachsen von Seele und Kirche (...) die Grundmauern der Kirche sind in die Seelen gelegt, die stärkste in die Felsenseele Petri. Seelen arbeiten bei Tag und bei Nacht an dem Aufbau der Kirche, indem sie sich selbst aufbauen"[42)].

Es fällt auf, wie verblüffend ähnlich diese Verhältnisbestimmung von Seele und Kirche übereinstimmt mit der Auffassung Rosenstock-Huessys, der feststellt:"Im Einzelnen das Ganze haben und doch nicht haben, ist das Geheimnis der Kirche."(vgl. d. vorl. Arb. S. 11).
Wittig faßt seine Meinung und damit auch seine Kritik, die er aber nur konstruktiv verstanden wissen will, zu diesem Thema der Struktur der Kirche in einem Satz bündig zusammen:"Nicht Kirchen bauen, sondern die Kirche bauen, die Katholiken befähigen, Kirche zu sein."[43)]

Immer wieder bedrückt es ihn und läßt er in Stoßseufzern seinen Kummer laut werden, daß selbst innerhalb der Kirche die Frohbotschaft des Glaubens verkümmert ist:"Ach, könnte ich die Menschen wieder zu dem Glauben bringen, daß die Getauften Auferstandene und von Tod und Sünde Erlöste sind!"[44)] Dieses Thema des Erlöstseins ist es, dem er eigens die Erzählung "Die Erlösten" widmet. Es ist dies ebenfalls noch im Jahre 1922, kurz bevor er ERH kennenlernt. Noch weiß er nicht, daß gerade diese Erzählung für unerwartetes Aufsehen in der Amtskirche sorgen sollte. Schauen wir im vierten Kapitel die Entwicklung an, die

mit Erscheinen dieses Aufsatzes in der Zeitschrift "Hochland" im Jahre 1922 anhebt.

4. "Die Erlösten" und "Ein Sprung im Kristallbecher"

Im Jahre 1922 bittet Carl Muth, Herausgeber der katholischen Zeitschrift "Hochland" Wittig um einen Beitrag zu Ostern. Wittig schreibt später über die Absicht der Erzählung "Die Erlösten", "wie ich die Tätigkeit des erlösenden und heilenden Christus in meinem Leben beobachtet habe (...) wie sie hier da ist, dort fehlt, wie sie gehemmt wird, wie sie freien Lauf hat". Und zur Form der Erzählung erklärt er:"Es sollte kein dogmatischer Aufsatz werden, denn ein Bericht, eine Erzählung kann nie ein dogmatischer Aufsatz sein (...)"[45)]

Diese Form ist nichts Neues bei Wittig und auch der Inhalt knüpft eng an andere Aufsätze und Erzählungen an.

Wittig erinnert sich an die Schulzeit, in der die Klasse das Kirchenlied einübte "Getröst, getröst wir sind erlöst" und an die Prozessionen an der Kreuzwegstation im Dorf, an dem das Volk sang: "... denn durch dein Heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst". Rückblickend, durch alle Stationen seines Lebens als Student, Kaplan und als Hochschullehrer bis zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt, zweifelt er nun nicht an der Botschaft von der Erlösung, sondern vielmehr am Glauben der Katholiken, die diese befreiende Botschaft nicht wahrhaben wollen. "Der Katholik treibt sich sein Leben lang (...) in den Grenzgebieten des Reiches Gottes herum und fühlt sich stets von Strafen und Grenzüberschreitungen bedroht. Er hat gar keine Zeit, etwas nach der Mitte des Gottesreiches zu wandern (...) Er muß fortwährend an der Grenze Grenzverletzungsprozesse mit seiner Seele, mit seinem Beichtvater, mit seinem Herrgott durchfechten." Wie im obigen Aufsatz, sieht er eine Reihe von "Zwischeninstanzen" zwischen der gläubigen Seele

und Gott eingeschaltet:"Die große, fast unüberschaubare Reihe kirchlicher Vorschriften, jede einzelne noch durch die kasuistische Moral in mehrere dutzend Gelegenheiten gespalten (...)." Und er beschwört beinahe die Dogmatiker, daß sie doch endlich die Diskrepanz von Lehre und Alltag ernst nehmen sollen:"Oh ihr Dogmatiker, zeigt mir das erlöste Volk! (...) Könnet ihr eure Erlösungslehre nicht so verkünden, daß das katholische Volk wirklich sich von der Sünde erlöst fühlt (...) daß es aufjubeln kann in der Erlösung?" Und wieder verweist er auf die "Schatzkammern" der Kirche, "da ist gewiß noch manches vorhanden, was das Volk erfreuen kann, da ist sicher eine wahre Erlösung". Stattdessen glaubt er, daß manche der Dogmatiker in "die Folterkammer geraten" seien, und bittet sie, die "Gnadenkammer" wieder aufzumachen.

Im Kontrast zu den Dogmatikern sieht er sich selber in einer paradoxen Situation:"Ihr habt mit allem recht, ich kann euch gar nicht widerlegen, aber seht doch einmal nach: Ihr müßt doch etwas finden, was das Evangelium wieder zu einer Frohbotschaft macht". Er selber empfiehlt, sich der "vergessenen Sprache christlicher Tiefgläubigkeit" zu erinnern und anzueignen, wie Augustinus sie vorschwebte:"Ama, et fac quod vis", "Habe nur die Liebe, dann kannst du tun, was immer du willst!" Nachdem er die Kirchenväter nach der Erlösung von der Sünde nocheinmal befragt, sieht er wieder "wie stark der Glaube des Urchristentums an die Erlösung gewesen ist". Deshalb sieht er auch hier wieder das "Mündigwerden aller" als Herausforderung an:"Die Laien glauben, immer wieder Anfängerarbeit leisten zu müssen, und werden selten zum Glauben an sittliche Mannesreife und Meisterschaft ermutigt." Noch einmal drängt er darauf, die alten Schätze der Kirche wahrzunehmen:"Grabt nur nach in dem reichen Mutterboden der katholischen Kirche". Er ermahnt aber auch jene, die immer gleich schelten wollen über die Mißstände der Kir-

che:"Scheltet nicht andere, wenn die Entwicklung noch nicht weiter ist (...) denn ihr selber seid ja die Kirche."

Wieder versucht also Wittig in dieser Erzählung, auf die Aktualität und den Gegenwartscharakter, auf die befreiende Wirkung der Botschaft vom Reich Gottes hinzuweisen. Das Problem der Verkündigung und der Vermittlung versucht er zu thematisieren und gleichzeitig zu überwinden, indem er die Form der Erzählung wählt, um ganz bewußt ein breites Publikum anzusprechen:"'Mein Volk' will ich erlöst sehen." Gleichzeitig soll diese Form der Vermittlung Anstoß sein, für Dogmatiker und Kirchenrechtler, darüber nachzudenken, die geeignete Sprache für die Glaubensvermittlung zu finden.

Kurz nachdem der Aufsatz veröffentlicht ist, erhält Wittig von Kardinal Bertram aus Breslau, der sich bisher immer positiv zu seinen Schriften geäußert hatte, ein durchaus freundlich gesinntes Schreiben, indem er ihm zu "größerer Vorsicht" rät und erklärt, daß er in der Schrift nicht die Wirklichkeit des Beichtverständnisses aufgezeichnet findet, sondern eher eine "Karikatur"[46]. Zu einem "Sprung im Kristallbecher"[47] wird der freundliche Rat Bertrams erst, als Domprobst Nikel zwei Monate später, im Namen Bertrams, offenkundig Mißtrauen gegen Wittigs Osterglauben zum Ausdruck bringt, indem er ihm nahelegt, "das Amt als Universitätsprediger freiwillig niederzulegen". Ebenso "schmerzt" den Kardinal "der Spott" über die Dogmatiker, sowie "der in dem Aufsatz zutage tretende Mangel an Pietät". Gleichzeitig soll Wittig erklären, "daß er sich in der Form vergriffen habe"[48].

Wittig berichtet in seiner Antwort von vielen Menschen, die nach der Lektüre seiner Erzählung wieder das Sakrament der Beichte empfangen haben und betont seinerseits, daß er "auf festem religiösem Boden stehe. Denn was ich

gesagt habe, ist die uralte Wahrheit der Väter, und ich halte jenen Osteraufsatz für eine der lebendigsten Früchte meines Väterstudiums[49]. Der weitere Verlauf der Auseinandersetzung soll und kann hier nicht in aller Ausführlichkeit dargestellt werden. Es sei hierzu besonders auf den Dokumentationsband von C.P. Klusmann und Norbert Keller verwiesen und auf den Aufsatz von Benno Haunhorst.[50]

5. Zusammenfassung von Teil I. und II.

Wir stehen nun unmittelbar an der Schwelle, an der Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig zusammentreffen und zwar so, wie es in der Einleitung heißt:"Der eine kam von außen, der andere von innen (...)".

Wir haben einerseits gesehen, aus welch verschiedenen äußerlichen Milieus und mit welchen unterschiedlichen Interessen ERH und Wittig ihren Lebensweg bis zu diesem Zeitpunkt 1923 beschritten haben, konnten andererseits aber immer wieder verblüffende Ähnlichkeiten feststellen, was das Denken und Handeln von beiden betrifft. Verblüffend deshalb, weil sich beide ja bis zu diesem Jahr 1923 nicht gekannt haben. Um die Bedeutung der nun beginnenden Freundschaft richtig verstehen zu können, mußte deshalb die verschiedene Herkunft von beiden ausführlich dargestellt werden, liegen doch die Gemeinsamkeiten bereits verborgen in dieser verschiedenen Herkunft.

Als tragendes Fundament ihres Denkens und Handelns legen beide den Glauben an die "Fleischwerdung des Wortes" zugrunde, das heißt den Glauben an die Offenbarung Gottes an die Menschheit in Jesus Christus. "Offenbarung ist Orientierung" rief ERH Franz Rosenzweig 1916 entgegen und Wittig bezeichnet die "Offenbarung als die Grundlage wahren Fortschritts".

Für ERH war es vor allem die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, die ihn zu einer neuen Denkhaltung bewegte, dessen Zentrum die Zeitlichkeit des Denkens und die Notwendigkeit von lebendiger Sprache bilden. Bei Wittig waren es die lebendige Glaubenswelt der Grafschafter Menschen

und seine intensive Beschäftigung mit den Kirchenvätern, die ihm fortan als Vorbilder einer lebendigen Glaubenssprache dienen und mit Hilfe derer er die Einseitigkeit der begrifflichen Sprache, insbesondere auch in der Theologie, als Ausdruck einer Verzerrung der menschlichen Seelenlage entlarven will.

So ringen beide auf verschiedenen gesellschaftlichen Feldern damit, "die Sprache wiederherzustellen". Der eine innerhalb der Kirche, aber mit Blick auf die Not der Welt der Gläubigen, der andere außerhalb der Kirche, aber mit Blick auf das "Geheimnis der Kirche". Wenn ERH von der Wirklichkeit als einem Kreuz spricht, so könnte man bei Wittig und ERH ebenfalls von einer Kreuzverbindung sprechen, nämlich der von Kirche und Wirklichkeit, deren Kreuzbalken im Innersten durch den Glauben zusammengehalten werden. Was Heinrich Federer über den Kirchenhistoriker Wittig schreibt, gilt auch für Rosenstock-Huessy:"Er steht mit einem Fuß in der drückendsten Gegenwart, mit dem andern in der Ruhe des Vergangenen und weiß doch so gut, daß es beiderorts das gleiche, unaufhaltsam der Wahrheit entgegenfließende Menschentum ist, von Erde besudelt, von Gottes Sonnen begnadet, vom Eigensinn geschwächt, vom Evangelium gestärkt, ein Führen und Geführtwerden, eine Seele (...) die ganze Menschheit, ob sie's weiß oder nicht, unterwegs zur Gottheit."[51)]

Der Glaube an den dreieinigen Gott bedeutet für beide seine Gegenwärtigkeit in der "hier-und-so-jetzt-Wirklichkeit". ERH sucht diese Gegenwärtigkeit dort zu übersetzen, wo es für ihn am notwendigsten erscheint, nämlich in der Industriearbeit, mit dem Ziel, die moderne Gesellschaft zu beseelen. Das besondere an seinem Ansatz ist, daß er, ohne explizit von der Kirche zu reden, punktuell zu praktizieren versucht, was die Kirche als Stiftung Jesu uranfänglich zur Zielsetzung hatte, nämlich Frieden für die Menschheit zu schaffen.

Wittig hingegen sucht die Gegenwärtigkeit der Botschaft vom Reich Gottes innerhalb der Kirche zu übersetzen, das heißt, eine Sprache zu finden, die von der wahren Erlösung, hier und heute, überzeugt ist und sie auch täglich neu erfährt. Dabei gerät er in ganz andere Schwierigkeiten als ERH, auch wenn er dasselbe Ziel hat, nämlich die Schwierigkeit, daß der wissenschaftliche Lehrbetrieb und die Amtskirche, Wittigs subjektive Glaubenssprache entweder als zu wenig objektiv oder als zu willkürlich maßregeln.

ERH und Wittig, die das "und" von Glauben und Wissen, von Denken und Sprechen betonen, treffen sich zu einem Zeitpunkt, an dem ERH die Nichtakzeptanz dieses "und" bereits zu spüren bekommen hat und Wittig sie gerade zu spüren bekommt. Was sich bei ihm erst als "Sprung im Kristallbecher" zeigte, wird in den Jahren 1922 bis 1926 zu einem "Sturzregen"[52].

Wir werden nun im dritten Teil sehen, wie aus dieser inneren Gedankennähe bald eine persönliche Freundschaft wird, zu der es nur eines kleinen Funkens bedurfte, um sie in ihrer ganzen Glut entfachen zu können.

III. Teil EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYS UND JOSEPH WITTIGS GEMEINSAMER WEG

"Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. (...)"

(Gotthold Ephraim Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts, § 93)

1. "Kirche und Wirklichkeit" - Ein katholisches Zeitbuch von Ernst Michel, mit Beiträgen von Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig

1923 brachte Ernst Michel, er begegnete uns bereits im Zusammenhang mit der AdA als Freund von ERH, ein Sonderheft der Monatsschrift "Die Tat" mit dem Titel "Kirche und Wirklichkeit" heraus. Diese Zeitschrift stellt den Rahmen dar, in dem ERH und Wittig zum ersten Mal in einer Veröffentlichung gemeinsam in Erscheinung getreten sind. 1923 kam ERH an die Universität Breslau, an der beide sich schließlich persönlich kennenlernen.

Wittig veröffentlichte bei Michel zwei Aufsätze, die er bereits 1922 geschrieben hatte. Zum einen "Das allgemeine Priestertum" und zum anderen "Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele". Aus beiden haben wir bereits Zitate entnommen.

Die beiden Aufsätze von ERH sind hingegen originale Beiträge für Michels Sammelband. Von ihm sind bis zu diesem Zeitpunkt keine Schriften bzw. Aufsätze erschienen, die die originale Leistung der Kirche und ihre gegenwärtige Aufgabe explizit erläutert hätten. Er ist in dem Sonderheft auch der einzige "Nichtkatholik", und Michel erwähnt dies ausdrücklich in seinem Vorwort:"(...) auch darin mußte das Ärgernis gewagt werden, daß als Zeugnis für die Kirche das Wort eines Nichtkatholiken - ich meine die Aufsätze Eugen Rosenstocks - den Plaidoyers mancher bewährter katholischer Anwälte der Kirche vorgezogen wurde."[1)]

ERH wird hier also ausdrücklich als ein "Zeugnis für die Kirche" aufgeführt. Wenn wir das Vorwort von Michel noch etwas näher betrachten, so wird schnell einsichtig, warum

er Wittig und ERH in seinem Band aufgenommen hat. So heißt es dort:"Es hat sich herausgestellt (...) daß eine überzeugende Darstellung der Wirklichkeit der Kirche nur durch Zeugnis möglich ist, daß Zeugnis jedoch nur in der Kraft eines ganz ursprünglichen Erfaßtseins von der Kirche und Gegründetseins in ihr gegeben werden kann: in der Kraft des Augen-Blicks, in dem sich Kirche und Welt, Ewigkeit und Zeit hier und heute wahrhaft begegnen. Solches Zeugnis aber mußte ein Zeugnis gegen zwei Fronten bedeuten: gegen die innerkirchliche Verhärtung und gegen die innerweltliche Verhärtung; vornehmlich aber - weil Zeugnis von der Kirche - ein Aufbruch aus der innerkirchlichen Verhärtung, eine Beendigung der heidnischen Idealisierung der Kirche und der Verabsolutierung ihrer Formwelt: Zeugnis von der Erneuerung der Kirche aus Wasser und Geist, durch wahrhafte Begegnung ihrer Liebe mit der liebebedürftigen Zeit."[2)]

Wittig steht für Michel wohl als Zeugnis gegen die Front der "innerkirchlichen Verhärtung", während er ERH eher als Zeugnis gegen die Front der "innerweltlichen Verhärtung" betrachten dürfte. Dies wird auch aus den Aufsatzüberschriften von beiden deutlich. ERHs Titel lauten: "Das Herz der Welt. Ein Maßstab der Politik" und "Die Welt vor dem Blick der Kirche".

Wir wollen nun, da es die ersten Äußerungen ERHs dieser Art sind, versuchen, seine Aussagen zu erfassen, insbesondere seine Beurteilung für den Zusammenhang von Welt und Kirche.

Ausgangspunkt in dem Aufsatz "Das Herz der Welt. Ein Maßstab für Politik" ist eine soziologische Betrachtung. In der Geschichte der Völker ist eine eigentümliche Tatsache zu sehen, daß sie nämlich einerseits immer "Führer" wollen, andererseits dies aber immer zum Nachteil der Völker umgeschlagen ist:"Das große Glück der Völker, daß sie Füh-

rer haben, wird so jedesmal ihr großes Unglück. Der Richter des Volkes wird nun sein Henker, der Freie wird Knecht." Durch Erstarrung verliert der Führer "die Ursprünglichkeit, das Volk den Gebrauch seiner eigenen Kraft". Das Ergebnis ist:"Aus Volk wird Herde, aus Menschen Masse, aus lebendigen Seelen ein entseeltes Fellachentum und die Puppe des Monarchen."[3)]

Die Frage, die sich aus dieser Betrachtung herausschält ist die, wie "eine geistige Erbfolge zwischen Vätern und Söhnen", ein Kontinuum derselben also, ermöglicht werden kann. Das Problem dabei ist, "die Alten von der Macht, die Jungen von der Gesetzlosigkeit freizuhalten". ERH verankert dieses Problem der Generationskonflikte speziell auch in der deutschen Geschichte. "Wir Deutschen haben mindestens drei Gewaltakte aus solchem Willen zum 'Ausleben einer Generation' in den letzten sechzig Jahren erlebt". 1866, 1890 und 1918 stellen für ihn Beispiele für "Härte und Einheitsdrang", für "Anmaßung und Furcht vor Machtverlust" und für "Rohheit aus Lebenslust" dar. Um diese Konflikte zu überwinden, "müßte ein Organ in die Welt kommen, das die Mächtigen zu ihrem Ursprung als Führer zurückruft, ohne sie an der gerechten Handhabung der Macht zu hindern. Es müßte gleicherweise dem Nachwuchs den Schild der Weisheit entgegenhalten, weil es seine Illusionen nicht teilt".

Ein solches Organ sieht ERH nun in der Kirche, die von Jesus "gestiftet" worden ist. Die Geschichte hat "zwischen der Gottheit der Macht udn der Gottheit der Jugend (...) die göttliche Vollmacht des Menschen sichtbar gemacht; diese Vollmacht bindet die Jugend an die Ordnung, die Macht an die Fülle des Lebens (...). Zwischen der Übermacht des Oberhauptes und der Übermacht der Triebe schlägt das Herz der Welt: Jesus stiftet die Kirche". Die ursprüngliche Leistung Jesu ist darin zu sehen, "daß er selbst den Erfolg nicht erleben wollte", nur weil er ihn

reingehalten hat "von allen Leidenschaften der eigenen Person (...) folgen Milliarden seiner Spur". Eine dreifache Kraft ist es, die den Erfolg von Jesus prägt: "Liebe zu der Welt, die ihn ausstieß (...) Kraft gegen die Welt, die ihn überwinden ließ, (...) Zucht, mit der er dabei die Schöpfung, so wie sie der Vater erschaffen hatte, in allem demütig als Sohn unangetastet ließ".

ERH sieht im Verbund dieser drei Kräfte den Schlüssel oder den "Maßstab der Politik". "Die Vereinigung dieser Drei wird auch Völker umschaffen, (...) danach muß sich alle "christliche' Politik einzig richten, das ist die erlösende Sprache für die Völkerwelt". Ziel muß es sein, daß die "Völker sich als Glieder bei gemeinsamer Arbeit zusammenfügen und verfugen lernen". Die Aufgabe der Kirche ist nun nichts anderes, und so verstehen es auch die ersten Christen, als "in jeder Generation das Leben Jesu, das erfolglose Leben, das zum Erfolge führt (...) zu wiederholen (...) die Kirche ist der Leib Christi (...) die Wiederholung der 'Inkarnation'". Weiterhin ist der "Sinn der Kirche und (...) das Geheimnis der europäischen Kultur, die ständige Gegenbewegung des Kreuzes gegen die runden, glatten Tagesgrößen (...) sie wird die Gesetzeslehre für die christlich gewordene Welt, die ihr noch fehlt". Und schließlich teilt "das Herz der Welt, das Vorbild, dem Ebenbilde Gottes, teilt dem Menschengeschlechte das Geheimnis seiner Gliederung mit".

Andererseits aber ist die Kirche keine "Lebensversicherung der Völker (...) es gibt Herzkrämpfe, und manchmal setzt der Puls ganz aus (...) die Welt wirkt tödlich auf die Kirche ein". Als im 19. Jh. Marx und Nietzsche das "Herz nicht mehr schlagen" hörten, haben beide "Herzstarken (...) den Platz des Herzens der Welt in Besitz genommen, geniale Usurpatoren des Reiches Gottes". Sie haben, nachdem die Kirche von einer "rückwärts gewandte(n) Sehnsucht (...) übermannt wurde (...) den Zusammenhang im Le-

ben der Menschheit gerettet". So haben sie den "fast erstorbenen Baum mächtig angeschlagen (...) und setzten sich an die Stelle der Kirche, weil sie annehmen können: sie sei im Grund endgültig tot". Diesen Herzkrampf, den die Kirche befallen hat, wertet ERH aber als "Angriff (...) der ins Leben ruft". Denn trotz der neuen Usurpatoren ist "diese Welt so krank wie einst. Alles ist heute scheinbar getan, alles wird organisiert. Dennoch verhungert die Welt. Alles wird entdeckt. Dennoch fällt alles in Vergessenheit; das allerallerallt äglichste, was ein Dorfknabe weiß, vergessen diese Entdeckermenschen: Wie man Frieden schließt. Denn sie wissen nur, wie man Frieden macht. Alles wird irgendwie 'gemacht'. Es ist aber nichts zu machen". Das Geheimnis der Kirche hingegen lautet:"Sie erbt sich fort, doch ohne Erben. Sie verändert sich, doch ohne Bruch. Sie bleibt die Alte, doch ohne zu verwelken (...) Ihr eigener Leib ist geistgewirkte Form." Gegen die "falsche Eschatologie" lehrt sie "das langsame Gesetz des Werdens, wie Geschlechter geduldig harren müssen, ohne vorgefaßte Form, im Glauben, bis sich die Ordnung auf sie sichtbar niedersenkt (...) nur ganze Menschenleben, nur ganze Ketten von Generationen können eine Volksordnung vollenden".

Und hier weist ERH noch einmal, mit diesem Glauben an die "geistgewirkte Form" der gestifteten Kirche, auf die Lage nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland hin: "Ob z.B. Deutschland lernen wird, seine Wiedergeburt endlich statt nach Jahren nach Menschenaltern zu rechnen, hängt von dieser Predigt ab. Welche Ruhe, welcher Tiefgang, welche Umgestaltung käme allein durch eine solche Ausweitung des Tageshorizontes in unser öffentliches Leben". Wie wir bei den Projekten, die ERH bisher angeregt hat, gesehen haben, bildet die "Ausweitung des Tageshorizontes" eines seiner zentralen Anliegen. Und die Kirche als Stiftung Jesu und ihre "geistgewirkten Formen" stellt den Rahmen für das Blickfeld dieses ausgeweiteten Horizontes dar.

In dem Aufsatz "Kirche und Menschheit" faßt ERH den Zusammenhang von Kirche und Menschheit folgendermaßen zusammen:"Nur dem, der den Eckstein der Kirche anerkennt, erhellt sich der Bauplan der Menschheit. Die Kirche ist nicht die Menschheit. Aber die Menschheit wäre nicht ohne ihre Anfängerin und Urgeberin: die Kirche". Und noch einmal erwähnt er den fundamentalen Aspekt der "Zeit":"Die Kirche kostet nicht Ideen (...) sondern sie kostet Zeit, Lebenszeit von Menschen (...) eine ununterbrochene Kette von Seelen, die in Raum und Zeit ihren Adam, ihr Geschöpf zurücktragen als Mitwirkende an den Pflichten der Kirche (...)."[4)]

Eugen Rosenstock-Huessy betrachtet die Geschichte, wie wir wissen, als einen "Baum", als ein Kontinuum:"Dem Jahrtausend der Kirchenschöpfung folgt ein Jahrtausend der weltlichen Staatenwelt, und Zug um Zug entspringt diesem zweiten Jahrtausend, kaum daß es sich vollendet, ein drittes der Gesellschaft."[5)]

In dem zweiten Aufsatz bei Michel, "Die Welt vor dem Blick der Kirche", beschreibt er das Verhältnis Kirche und Gesellschaft als eines von "Mutter" und "Tochter". "Die Gesellschaft kommt zustande durch die Entfesselung der natürlichen Kräfte der Menschheit über alle Staatsgrenzen hinweg, durch die schrankenlose Freigabe des Unternehmens, Forschens, Entdeckens, Wagens und Gewinnens. Und niemand anders als die Kirche ist es, die die Staaten zu dieser Freigabe ihrer Bewohner zwingt (...)". Deshalb gilt es, "die eigene Tochter, die Gesellschaft, die zukunftseilig dem letzten Tage zustürzt und in Sachen der Christlichkeit keinen Ehrgeiz wie die Staaten hat, (...) mütterlich zu bewahren durch die eigene Verjüngung. Hier überwindet nur die weisere Tat, die fruchtbarere Wirkung, die tiefere Leistung"[6)].

Wenn wir diese Vorstellung des Zusammenspiels von Kirche und "Gesellschaft" und die Vorstellung der "Gesellschaft" als der neuen Größe des "dritten Jahrtausends" rückblikkend mit seinen konkreten Ansätzen in der Industriearbeit vergleichen, so können wir festhalten, daß das, was ERH hier aus soziologischem, historischem und juristischem Blickfeld in äußerst gedrängter Ausdruckskraft zu beschreiben versucht, er gleichzeitig in der Praxis durchzuführen bestrebt war, nämlich die Front der "innerweltlichen Verhärtung" aufzuweichen. Es wird nun dadurch, daß er diese Aufsätze schreibt, noch einmal klar, welche zentrale Stelle, sowohl für sein Denken als auch für sein Handeln, die "Offenbarung Gottes an die Welt" einnimmt, und wie er damit ringt, zeitgemäße Übersetzungsformen zu finden, auch und gerade in der Zeit der modernen Gesellschaften. Und wenn er ihre Zukunft erst ansagt, denn das ganze dritte Jahrtausend räumt er als Zeitraum für ihre Vollendung ein, so sieht er sich und seine Zeit an der Schwelle zu diesem neuen Jahrtausend und damit auch an einer neuen Station der Menschheit auf dem Weg zum "einen Menschengeschlecht". Als dringlichste Aufgabe sieht er vor Augen, die "zukunftseilige "Tochter Gesellschaft" mit "geistdurchwirkten Formen" der "Mutter" Kirche zu durchtränken. Er selber sieht keine andere Aufgabe für sich, als sich in den Dienst dieser Herausforderung zu stellen "(...) Dienen wollte, sollte, mußte ich (...)."(vgl. d. vorl. Arb. S. 23).

Daß dieser Prozeß der "Ausweitung des Tageshorizontes" Zeit kostet, hat er selber genug betont:"Es ist ein langer Weg (...) und braucht zähe Geistarbeiter (...) Menschenopfer entscheiden letzten Endes allein über das Gelingen einer Uraufgabe der Menschheit"(vgl. d. vorl. Arb. S. 21).

Indessen erhält Wittig erneut Schwierigkeiten mit Kardinal Bertram, der ihm den Vorwurf macht, daß er ein "katholi-

sches Zeitbuch" habe erscheinen lassen, ohne Imprimatur, also ohne vorher um die Genehmigung des Bischofs gefragt zu haben. Wittig kann aber schnell richtig stellen, daß Michel der Herausgeber dieses Buches ist und bittet darum, den vorliegenden Irrtum in Rom aufklären zu lassen. Er erhält aber weder eine Antwort noch eine Entschuldigung. Benno Haunhorst beschreibt das Verhältnis Wittigs zu Kardinal Betram zu diesem Zeitpunkt folgendermaßen:"Tatsächlich ist also nichts geschehen, was man Wittig hätte vorwerfen können. Aber wo sich der Schatten eines Verdachts breitmacht, stellt sich auch bald die Dunkelheit der Verurteilung ein."[7)]

Daß die Front der "innerkirchlichen Verhärtung" sich ein Opfer in Wittig förmlich sucht, bekommt er immer mehr zu spüren. Das Rauschen eines herannahenden "Sturzregens" ist immer stärker zu vernehmen. Dunkle Wolken der Sprachlosigkeit ziehen vor ihm einher und lassen Wittig bereits die Wucht dieses "Regens" ahnen.

2. Die Freundschaft wird besiegelt

a) Die Exkommunikation Joseph Wittigs oder ein "Sturzregen" setzt ein

Im Jahre 1923 veröffentlicht Wittig seine Erzählung "Die Erlösten" erneut, ergänzt diesmal aber seinen Titel:"Meine 'Erlösten' in Buße, Kampf und Wehr". Darin findet sich seine "erste Verteidigung" abgedruckt, die er bereits Ende 1922 im "Hochland" veröffentlicht hatte, weiterhin Materialien über Kritiken und Antworten aus Zeitungen und Zeitschriften und einen Brief eines ungenannten Bischofs aus Deutschland, den er als ein "blitzendes Schild" vor seine "Erlösten" halten will und mit dem er gleichzeitig hofft, "den Streit um die Erlösten für immer abschließen zu können"[8].

Aber es ergeben sich zusätzliche Schwierigkeiten nun auch bei neu verfaßten Geschichten, für die Wittig keine kirchliche Druckerlaubnis erhält. 1924 befindet er sich deshalb im Kampf mit den kirchlichen Zensurbehörden in Köln, Augsburg und Passau.[9] Im Auftrag des Herder Verlags arbeitet Wittig seit 1922 an einem neuen Buch, das 1925 als eines seiner Hauptwerke unter dem Titel "Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo" erscheint. Über die Absicht des Buches schreibt er im Begleitwort, es stellt sich "ganz außerhalb der 'Leben-Jesu'-Bücher, die in unseren Bibliotheken sind. Es wird zu einem Stück Selbstbiographie, zu einem Ausschnitt heimischer Kultur- und Religionsgeschichte, sprengt aber zugleich die alten Gesetze, denen solche Dinge unterliegen. Die Geschichte eines *Menschen* mit Jesus will es erzählen, ein Evangelium von dem, was ein Mensch heute mit Jesus erlebt, will es sein (...)"[10].

Wie er bereits in seinen früheren Geschichten versuchte, die "Wiedergeburt" der "Heiligen Dreieinigkeit" im "Hier und Heute" aufzuzeigen, so weist er auch im Vorwort des "Leben Jesu" auf diese verborgene Dialektik von "altem" und "neuem" Leben hin. "(...) kein altes Stück Leben wird mitgeteilt, wenn es nicht ein Stück neuen Lebens geworden ist. Und es gibt kein Stück neuen Lebens, das nicht in den alten heiligen Berichten seine Erklärung suchte und fände. Fast unmerklich kommen alle die heißen und dunklen Fragen des heutigen Lebens zur Sprache; keine ist vorsichtig verhüllt oder beiseite gedrängt"[11]. Ebenso knüpft der Stil dieses Buches und die Haltung des Erzählers an das Vorbild früherer Erzählungen an:"Manche Kapitel tragen mehr das Gepräge der Reflexion oder des beschaulichen Erlebnisses oder des Kommentars (...) Wie ein Gleichnis und eine Parabel ist das Erzählte nicht Zweck, sondern Mittel. Es muß sich ganz dem Zwecke beugen, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu lehren."[12]

Noch bevor das Buch gedruckt ist, wird ihm 1924 für einen Vorabdruck eines Kapitels in der Kölnischen Volkszeitung die Imprimatur vom dortigen Generalvikar mit der Begründung verweigert:"Es durchzieht das einen so erhabenen und wichtigen Gegenstand feuilletonistisch behandelnde Manuskript neben dem Mangel an Klarheit ein Spielen mit gewagten, z.T. trivialen, skizzenhaft-belletristisch hingeworfenen Gedanken, von denen man nicht weiß, was der Verfasser, der doch Priester und Theologieprofessor ist, eigentlich damit will, von denen man aber sicher voraussehen kann, daß sie auf viele Leser religiös verwirrend wirken werden."[13] Ein Jahr später lehnt der Generalvikar von Augsburg eine Imprimatur für das ganze Buch "Leben Jesu" ab, "da uns die ganze Art der Behandlung der sichbaren Kirche nicht entspricht"[14].

Durch das Erscheinen eines 1925 von Kardinal Betram bei dem Freiburger Dogmatiker Engelbert Krebs beauftragten

theologischen Gutachtens über Wittigs Publikationen, sinkt die Chance, eine Imprimatur eventuell aus Passau zu erhalten, fast auf den Nullpunkt. Deshalb entschließt sich Wittig 1925, das "Leben Jesu"-Buch in der Sparte "schöngeistige Literatur" erscheinen zu lassen, wozu keine kirchliche Druckerlaubnis notwendig ist.

In dem Gutachten zu Wittigs Schriften benennt Krebs drei Hauptirrtümer bezüglich der Freiheitslehre, der Sünden und Rechtfertigungslehre und in der Auffassung des Kirchenverständnisses der katholischen Kirche.[15] Kurz darauf, am 3.5.1925, überbringt Kardinal Bertram Wittig den Spruch des Heiligen Officiums auf erneute Ablegung der "Professio Dei". Gleichzeitig werden sechs Schriften Wittigs auf den Index gesetzt. Es sind dies: "Die Erlösten", "Meine Erlösten in Buße, Kampf und Wehr", "Herrgottswissen", "Das allgemeine Priestertum", "Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele" und "Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo".

Wittig weigert sich, den Antimodernisteneid erneut zu leisten, was für ihn aber nicht bedeutet, "daß ich den Gehorsam verweigere, sondern daß das, was gefordert wird, schon geschehen ist und in diesem Zusammenhang aus Gewissensgründen nicht wiederholt werden kann (...) denn was geschworen ist, bleibt geschworen (...)". Zudem betont er, daß jede Zeile seiner Schriften "eine Ablehnung und Bekämpfung des Modernismus"[16] darstellt.

Im März 1926 ersucht er im Ministerium um seine Emeritierung unter Weiterbezahlung seiner Bezüge, was ihm beides gewährt wird. Im selben Monat ergreift Eugen Rosenstock-Huessy die Feder, um für seinen Freund Fürsprache einzulegen. "Religio depopulata", Kirche ohne Volk, gibt er als Titel seinem Schreiben, das er jedoch erst 1926, also nach Wittigs Exkommunikation, veröffentlichen kann, da er sonst

"alle Hochachtung der Katholiken verlieren würde". Auch er hat unter Drohungen von katholischer Seite zu leiden.[17)]

Am 19.6.1926 wird Wittig exkommuniziert, nachdem er nochmals ablehnt, die "Professio Dei" nebst dem Antimodernisteneid zu leisten. Der "Sturzbach" erreicht mit dieser Entscheidung seine größte Fallgeschwindigkeit. Einen Tag später gibt er in den "Neuroder Nachrichten" eine Stellungnahme ab, in der er vor allem die fehlende Kommunikationsbereitschaft von seiten der Amtskirche betont. "Seit drei Jahren habe ich stillschweigend alle amtlichen und persönlichen Verdächtigungen meines Glaubens und meiner Stellung zur katholischen Kirche ertragen (...) Ich habe meine Bücher für das Volk geschrieben, wahrhaftig aus Erbarmen mit seiner religiösen und kirchlichen Not (...) Mehreremal habe ich mich bereit erklärt, alle Irrtümer zu widerrufen, die etwa darin sein sollten. Aber die kirchlichen Ämter haben mir bisher keine einzige irrgläubige Stelle nachweisen können, sondern nur in Bausch und Bogen alles verurteilt (...) Die verlangten Eide habe ich in priesterlichem Gehorsam früher schon geschworen und stehe noch dabei, weigere mich aber, sie zu wiederholen, wenn mir nicht bewiesen wird, daß ich sie gebrochen habe. Dies ist mein 'Ungehorsam gegen das römische Amt'. Es ist vielmehr Gehorsam gegen Gott, dem man mehr gehorchen muß als den Menschen, und gegen Christus, der gesagt hat:'Ihr sollt überhaupt nicht schwören'." Zum Schluß dieser Stellungnahme bekennt er entschlossen:"Ich bleibe nach wie vor katholisch und bewahre den Glauben meiner Väter, der auch der Glaube des ganzen Grafschafter Volkes ist."[18)]

b) Eugen Rosenstock-Huessys Fürschrift
"Religio depopulata"

Wenden wir uns aber nun der Fürschrift von ERH zu, denn in ihr finden wir gewissermaßen ein erstes Steinchen, das zu einem bunten Mosaik gehört, zu dem Wittig und ERH, nach und nach, einzeln und zusammen, weitere Steinchen, kleinere und größere, hinzufügen. Sie bildet das erste öffentliche Zeugnis für die Freundschaft von Wittig und ERH.[19)]

Bevor ERH auf das Wirken und Schicklal Wittigs eingeht, würdigt er zunächst einmal, in einem historischen Rückblick, die Leistungen des Papsttumes in seiner Frontstellung gegen die Staatsgewalt. "Gegen die Gier der Dynastien, die Staatsräson, die Lügen der Philosophie, den nationaldemokratischen Paganismus bedarf es Zionswächter (...) Rom behauptet das Schlachtfeld eines Jahrtausends (...) Gelobt sei die Kirche, die lehrt: der Staat ist nicht Gott und die Nation ist nicht Gott und der männliche oder individuelle oder der Kollektivgeist ist nicht Gott."

Die Kirche Christi hat aber auch eine andere Front, "die eigentlich lebensspendende zum populus christianus". Im Verhältnis vom Papsttum zur äußeren Front und zur inneren Front ergibt sich folgende Bestimmung: "Im Papsttum wächst nie das innere Leben der Kirche, sondern wird das erwachsene Leben gegen außen bewahrt." Die "römische Kirche" hat geschichtlich gesehen die Aufgabe "bereits Gewordenes" zu verbürgen, jedoch "für das Werden gibt es keine solchen Sicherheiten im Sichtbaren, sondern nur das Wagnis des Glaubens".

Wenn nun aber die staatliche Macht Roms auf das innere Leben der Kirche, auf das "übernatürliche Glaubensleben von Gliedern der Kirche" angewendet wird, da wird sie zu "Gift und Despotie", da diese Macht sich ursprünglich eigentlich

gegen die äußere Front der Kirche, gegen das natürliche Leben der Staatswelt, gebildet und auch als notwendig erwiesen hat.

Innerhalb der Kirche sieht ERH das "Leben des Laien (...) in der äußersten Gefahr: daß ihm nur gestattet wird, Religion zu praktizieren, statt Gott mit allen seinen Kräften zu offenbaren und zu bezeugen", und auch die "Begleitung und Einrahmung" des Lebenslaufs des Gläubigen durch die kirchlichen Sakramente ist "etwas unpersönlich-allgemeines gegenüber dem wirklichen Termin des Mündigwerdens, des Mannwerdens, den kein Kirchenkalender vorher wissen kann". Bezüglich des Mündigwerdens des katholischen Volkes diagnostiziert er folgende Situation:"Die ewige Verlängerung des vierzehnten Lebensjahres wird ihm seelisch - geistig angesonnen (...) Mündiges Christentum bleibt dem katholischen Laien versagt". Was aber notwendig ist, ist ein "geistliches Wachstum". Und mit einem Blick auf die gesellschaftliche Realität, der bei ERH nie fehlt, betont er:"Die Arbeitsfrage, die Proletarisierung der Massen ist nämlich eine Frage von Mündigwerden des christlichen Laien, weil die vom Thomismus empfohlene aus alten Wirtschaftsweisen stammende Zuweisung von Privateigentum heut versagt (...) der Proletarier kann nur durch geistliche Gemeindebildung und geistige Kämpfe den gegenwärtigen Zustand wirtschaftlicher Unmündigkeit und Knabenhaftigkeit, eben sein Proletariertum seelisch überdauern."

Das Mündigwerden des christlichen Laien steht im Zusammenhang mit einer Gesundung der modernen Arbeitswelt, andererseits verkennt eine Kirche, "die den sonst nirgends zur Manneswürde zugelassenen Arbeiter selbst in der Kirche klerikal leitet (...) die Krankheit, an der er (...) durch die Abhängigkeit in seiner Arbeit leidet".

Gefährlich wäre es, auf rein äußerliche Zeichen oder auf

Statistiken zu achten, die die Kirche in Bezug auf die Kirchgänger erstellt "(...) und wenn man die Laienmännerschaft dreißigmal im Monat kommunizieren läßt und diese Praxis Laienapostolat betitelt, das Volk, auf das es ankommt, das Volkstum nämlich, das in jenen Laien steckt, wandert auf diese Weise nicht mit in die Kirche (...) in das Gotteshaus gehen die Männer. Aber dies Haus ist aus Stein. Die Statistiken erfassen eben nicht, was diese selben Männer im Volke wirklich arbeiten, reden, kämpfen, wirken und tun, inwiefern sie also selbst Gottes Haus als lebendige Bausteine bauen". Denn nur so, als lebendige, vollmenschliche Bausteine "würde ein Stück Laientum, ein Stück Volkskraft der Kirche, auf die es ankommt, der Seelenkirche, apostolischen Kirche, eingegliedert".

An anderer Stelle schreibt ERH davon, daß die Fabrik der "neue Vorhof der Kirche" werden müsse, die Kirche muß die Geduld aufbringen, "den Menschen ohne Sonntag und Feierabend so anzuhören, wie er allein reden kann (...) der Aufschrei der Kreatur erhalte Vortritt (...) der Fluch ist in die Liturgie einzuräumen (...) nur so kann er liebend begrenzt werden"[20].

Erst nach diesem großen Vorspann, der auf einem gut fundierten historischen, soziologischen, philosopie- und kirchengeschichtlichen Wissen aufbaut, wendet er sich "Joseph Wittigs Wirken und Schicksal" zu. Nur mit diesem Vorspann kann er die ganze Tragweite der Exkommunikation Wittigs aufzeigen. Im Vorspann wird aber auch schon die Nähe im Denken zu Wittig sehr deutlich, wenn es heißt:"Die Zukunft der Offenbarung Christi und zwar seiner Kirche in unserem Volk ist das Anliegen und die Not, aus denen heraus allein wir sehend und hörend werden können. Nur diese liebevolle Verbundenheit mit einer begrenzten Not gibt Erkenntnisse."

Das Mündigwerden der Laien inner- und außerhalb der Kirche,

stellt für beide eine große Herausforderung dar. Wittig versuchte bisher innerhalb der Kirche diesen Prozeß des Mündigwerdens zu fördern. ERH bekennt:"Nur die Unwirksamkeit der Kirche - deren Lehren ich mich beuge - hat auch mich selber vor den Toren der Kirche halt machen und mein Gehör meinen Nächsten, Seinem Volk zuwenden lassen." Wie wir sahen, hat 1918 ERH eine gleiche Entscheidung gegenüber dem Staat und der Universität getroffen. Wir verstehen an dieser Stelle den radikalen Ansatz ERHs, der da lautet, inmitten der gesellschaftlichen Realität "Gottes Haus" mit "lebendigen Bausteinen" aufzubauen. Das "Reich Gottes" befindet sich nach ihm nicht im Kirchenraum, sondern der ganze Mensch und die ganze Lebenswirklichkeit müssen vom göttlichen Pulsschlag der Heiligen Dreieinigkeit durchzuckt werden. Und diesen göttlichen Pulsschlag fühlt sein Freund Wittig im Volk der Grafschaft Glatz schlagen "da ist ein Glaube, der in allen Nerven zuckt"[21].

Aber lassen wir nun ERH selber Wittigs Wirken beschreiben. "Das besondere des Falles Wittig aber liegt darin, daß die römische Kirche durch die Ausstoßung von Joseph Wittig einen entscheidenden Schritt zur 'Religio depopulata', ich möchte persönlich glauben: den entscheidenden, getan hat. Sie hat ihre Erneuerungshoffnung erstickt. Sie hat zwischen Kirche des Klerus und Kirche des Volkes gewählt und das Volkstum der Klerikerkirche ohne jede Einschränkung geopfert." Die Folge ist ein Stück mehr Unwirksamkeit der Kirche, wohlgemerkt nicht ihrer Lehre, aber ihrer Praxis. Aber was ist eine Lehre ohne Praxis? "Sie wirkt nicht mehr, weil sie die Wirklichkeit des Volkstums, des christlichen Volkes nicht mehr erträgt."

Eine andere Unwirksamkeit oder Erstarrung, im Denken nämlich, ist auch an der Universität am Werk. ERH bescheinigt Wittig eine "Urgesundheit, um als Professor an einer deutschen Universität kein Idealist, kein Begriffler, kein

Thomist, kein Kantianer, sondern ein sprechender und singender Laie zu sein". Diese Urgesundheit rührt daher, daß "ihm die Wurzeln seines Volkstums durch die Akademikertracht nicht abgedrosselt worden sind bis ins reife Mannesalter".

Wenn Wittig aufgrund seiner erzählerischen Schriften von Theologen und Philosophen in die Rubrik "Dichter" eingeordnet oder als "Dichtertheologe" bezeichnet wird, so ist das nach ERH eine oberflächliche, die Sprache nicht ernst nehmende Klassifizierung:"So weit sind wir in dieser technisierten und organisierten und kunstvergötzenden Welt, daß ein Mensch, der Gottes Urwort und Uroffenbarung kindlich in Gebet und Lobgesang, in Geschichte und Erzählung aufklingen und rinnen läßt, ein 'Dichter' sein muß (...) Was an Wittig poetisch und dichterisch erscheint, ist die Gleichniskraft unverdorbener Sprache und Seelenfülle."

Und durch eine solche Sprache wird Wittig zum "Anwalt der dogmengläubigen Laien gegenüber der Gehirnakrobatik des Dogmensystematikers, des geschehenden Gemeinschaftslebens gegenüber der juristisch-philosophisch-obrigkeitlichen Theorie über das Gemeinschaftsleben. Er ist der geborene Antimodernist". Da sein Werk ein "Lebenswerk" und seine großen Werke als "Ganzes" zu betrachten sind, begeht die "Papstkirche" den fatalen Fehler, "wie gegen das Laienvolk so hier gegen den Anwalt des Volkes (...) sie sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Sie sieht Worte, aber nicht Sätze, Sätze, aber nicht Kapitel, Kapitel, aber nicht Bücher, Bücher aber kein Wirken (...)".

ERH zeigt am Beispiel Wittigs die Auseinandersetzung von "altem" und "neuem" Denken auf, in der er sich als Bundesgenosse Wittigs auf seiner Seite sieht, und so schließt er, wenn auch unausgesprochen, in seinen Aussagen und Beurteilungen über Wittig Aussagen und Positionen über sich

selbst mit ein. Insbesondere wenn es sich um das Verhältnis von Denken und Sprechen, von Akademikern und Laienvolk handelt.

Im Konflikt Wittigs mit den Dogmatikern über die Richtigkeit seiner Aussagen, die bei ihm aber gerade verkennen, daß es sich nicht um einzelne Sätze eines dogmatischen Lehrbuches handelt, stellt ERH die gegensätzlichen Positionen gegenüber:"Wittig kämpft für das Dogma gegen die Dogmatikprofessoren, für die christliche Sprechweise gegen die heidnisch-aristotelische Denkweise, für die Namen gegen die Begriffe, für das Erbgut der christlichen Weisheit gegen den Modernismus der scholastischen Wissenschaft." Außer dem ersten Beispiel weisen alle anderen Gegensatzpositionen genau auf die Auseinandersetzungen hin, in denen ERH selber steht und kämpft, inner- und außerhalb der Universität. Daß Wittig "Historiker der alten Kirche der Väter, der Seelenkirche, also aus Volk, nicht aus Kultur oder Wissenschaft oder Politik gefügten Kirche" ist, kommt für ERH nicht von ungefähr. Denn aus ihrer Kenntnis heraus weiß und lebt er jene neue Welt, die, von Scholastik und Philosophie, von objektiv und subjektiv gleichmäßig angeekelt, der Liebeskraft der von Gott geschaffenen Geistessprache sich anzuvertrauen wagt."

So wie die frühe Seelenkirche Kirche aus Volk war, so erkennt Wittig eine solche in den Grafschafter Menschen. Und mit diesem doppelten Blick auf alte und gegenwärtige Seelenkirche verteidigt er "das Herz gegen den Kopf, die Seelenkirche gegen die Obrigkeitskirche, das Dogma gegen die Dogmatiker".

Konkret geht ERH nun auch noch auf Wittigs Lebenswerk ein, das er in seinem "Leben Jesu"-Buch "gipfeln" sieht. Das Besondere sieht er darin, daß Wittig an Stelle der Geschichte des Lebens Jesu des neuzeitlichen Liberalismus,

der den Weg der "natürlichen Biographie" ging und den "Evangelienharmonien - bis zum Heliand - und in den Mysterien der Liturgie und der liturgischen Spiele", die das Leben von der "Passionsgeschichte" her gestalten, eine "dritte Weise" wählte, um das Leben Jesu zu schreiben. Diese dritte Weise liegt begründet in der neuen Sprechweise: "Objektivität und Subjektivität, beide haben zurückzutreten vor der Liebe, die Wittigs Leben in das Leben Jesu hineingesät und aus ihm hat erwachen lassen (...) Der Erzähler selbst weiß sich als Teil und Glied dessen was er erzählt. Nur deshalb kann er erzählen".

In der neuen Sprechweise hat das Sprechen Priorität vor dem Denken. "Wir können nie mehr als etwas sagen und aussprechen; denken ist nicht mehr, sondern weniger als sagen, eine nützliche Vorbereitung oder Nachbedenkung der Sprache, aber immer Diener des heiligen Geistes. Nie ist der Gedanke selbst heiliger Geist. Denn ihm fehlt die zeitliche und örtliche Bestimmtheit, die konkrete Wirksamkeit." Indem Wittig der Sprache als ursprünglicher Ausdruckskraft des Menschen vertraut, ist er ein "liturgischer Mensch". Mit seinem "Leben Jesu"-Buch tritt er so dem "Nebeneinander von theologischer Thanatologie und philosophischer Biographie Jesu (...)" und damit der "geistigen Zerrissenheit des abgelaufenen Jahrtausends" entgegen.

"Geschichte" und konkrete "Erfahrung", das "Leben Jesu" und das "Weiterleben im Erzähler", beides zusammen führt so zur "Erneuerung des Dogmas von der unlöslichen Verknüpfung des Glaubens an den Vater, an den Sohn und den heiligen Geist". Ja, diese Betonung des "und" von Glauben *und* Wissen, Geschichte *und* Erfahrung, heißt "Ernstmachen (...) heißt Praktizieren des dritten Glaubensartikels, der Schöpfung des Lebens und Offenbarung des Todes beide erschließt, dadurch wird die unerträgliche Sackgasse, in die eine den dritten Glaubensartikel tot liegen lassende

Theologie geraten war, geöffnet".

In einem Satz aus den "Erlösten" erblickt ERH schließlich den konkreten Anlaß, weshalb "Rom auf Denunziation deutscher Dogmatiker despotisch gegen Wittig vorging". Er lautet: "Denn ihr selber seid ja die Kirche." An dieser Stelle zeigt Rom sich deshalb am empfindlichsten, weil hier "die Selbstvergessenheit des Geistes dargelebt wurde (...) weil ein Theologe sich selbst vergessen (...) hat, im Sinne des Evangeliums, und seine Bruderschaft mit dem Volk eingestanden" hat. Anstatt daß nach ERH die Klerikerkirche sich nun ebenso solcher Selbstvergessenheit besonnen hätte und dies ganz im Sinne des Evangeliums, zieht sie "das Dasein als klerikaler Mythos und römisches Monument der Wiedergeburt zum Volk der Erlösten vor".

Am Ende seiner Fürschrift gelangt ERH zum Titel derselben zurück, "der auf die historisch gefälschte Weissagung des mittelalterlichen irischen Abtes Malachias, in Wirklichkeit vom 16. Jh., Bezug nimmt, gemäß der unter Pius XI. nur noch sechs Päpste bevorstehen sollten"[22]. ERH bespricht das Wort, das auf Papst Pius XI. anzuwenden wäre: "Religio depopulata". Seine Ansicht über einen lebendigen Glauben und einen institutionalisierten Glauben faßt er so zusammen:"Das Herz wird nicht verlorengehen, so groß seine Leiden sein werden. Aber die Kirche des Papstes wird zur bloßen Religion, zur Religio depopulata, zur Kirche ohne Volk."

ERH bekennt aber seine Freundschaft zu Wittig nicht nur mit Worten, er setzt sich im Religionsministerium in Berlin auch dafür ein, daß Wittig die Staatsrente erhalten bleibt. Die Kirche wollte ihm nämlich auch diese entziehen. ERH, von Haus aus Jurist, weiß, daß "die Kirche auf Grund des Konkordats zwar das Recht habe, Professoren der Theologie zu entlassen, aber keine Rechte geltend machen

könne auf ein Honorar, das sie selber nicht einmal bezahle".[23] Er hat mit seinem Einsatz Erfolg. Wittig bleibt die Rente erhalten und diese reicht erst einmal für den notwendigen Lebensunterhalt.

Das Fundament der Freundschaft zu ERH ist durch dieses doppelte Eintreten vollends gelegt. Wittig selber sieht die Absicht der Fürschrift ERHs so, daß er mit ihr noch einmal versucht, "den Geist der Kirche zu zwingen, mir meinen Platz in der Kirche zu lassen. All die Pracht seines Geistes, all den Reichtum seines (...) Wissens hat er aufgeboten für den Freund, den er lieben mußte, weil er mit ihm glauben mußte. Den weiten Rahmen der geistesgeschichtlichen Entwicklung innerhalb der Kirche hat er um die eine ihm liebe Seele gelegt. Alle Huldigungen hat er dem Geiste erwiesen, damit er nicht den letzten Schritt tue und diese Seele zertrete"[24].

In der Beschreibung von seines "Freundes Wesen" hält er eindrücklich fest:"Er tat an mir, was sonst kein Mann mehr tun konnte, denn er hatte, wie kein anderer Mann, den Glauben, daß Gottes Allmacht erst beim Unmöglichen beginnt (...) Der Freund wurde mir zum Bruder und um meiner Liebe willen geliebt."[25]

Besonders in der über drei Jahre anhaltenden Zeit der Auseinandersetzungen der Amtskriche war, das wird nun ersichtlich, ERH für Wittig ein wichtiger Haltepunkt:"Er goß mir aus seinen Krüglein in mein Herz, wenn mir einmal der Geist mein eigenes Krüglein geraubt hatte (...) er entzündete in mir jene Kerzen, die mir mit ihrem Wert und ihrem Licht auch andere Freunde gewannen, Freunde aus seinen Freunden, aber auch Freunde aus seinen Feinden (...)."[26]

Ihre Freundschaft beruht nach Wittig auf einer eigenarti-

gen Abhängigkeit, die er vor ihrem persönlichen Kennenlernen bereits in ihren Herzen angelegt sieht:"Wir erkannten, daß er schon fern von mir und weit vor mir erkannt, gesprochen und durchlebt hatte, was ich als Sprache meines Glaubens gesprochen, und daß auch er wiederum vieles aussprach, was ich als alten Besitz meines Herzens in mir getragen. Und vieles, was er gesprochen und geschrieben, durfte ich mit verwandeltem Wort wieder sagen, ehe ich noch sein Wort gehört und seine Schrift gelesen."[27)]

Er räumt aber auch ein, daß die Gedankenwelt seines Freundes, insbesondere sein juristisches und soziologisches Blickfeld, aber auch die Niederschrift in seinem ihm eigenen Stil, für ihn neu und ganz andersartig ist: "Freilich darf ich auch nicht verhehlen, daß es mir Mühe macht, ihm zu folgen. Ich könnte keine Zeile schreiben wie er sie schreibt, und vielleicht auch er keine wie ich sie schreibe. Aber es ist ja immer ein Wunder, wenn zwei Menschen sich verstehen, und Wunder kann man nicht erzwingen, sondern nur erwarten."[28)]

Das Wunderbare ihrer Freundschaft sieht er darin, daß trotz ihrer verschiedener Geist- und Ausdrucksformen ein Quellort unverbrüchlicher Einheit ihrer Freundschaft im Verborgenen liegt. "Seinem Geist vermag ich oftmals nicht zu folgen, aber seine Schau vermag ich nachzuzeichnen, und seines glaubenden Herzens Puls hat den gleichen Schlag mit meinem Herzen."[29)] Versuchen wir nun, den Pulsschlag dieser beiden gläubigen Herzen in ihrem weiteren gemeinsamen Wirken zu vernehmen.

3. "Die Kreatur" und ein "Wunderknäuel" als ihr Symbol

"Das echte Gold der Sprache wird nur klar im Feuer beherzten Geistes."(Eugen Rosenstock-Huessy, 1924)

"In dem zerbrechlichen Gefäß der menschlichen Worte muß der ewig unzerstörbare Diamant der Gottheit enthalten sein."(Pawel A. FIorenskij, russischer Theologe und Philosoph, 1881-1943)

a) Wittigs Hausbau und das Entstehen eines neuen Freundeskreises

Für Wittig bringt die Exkommunikation eine vollkommen neue Situation mit sich. Weg von der ihm liebgewordenen Universitätsstadt Breslau zieht es ihn nach seinem geliebten Neusorge:"Mein Geist war des Kampfes müde und meinte, am Wiesenrand daheim in Neusorge müsse er erst ein wenig ausruhen (...) Da kam der Zimmermannsgeist meiner Väter über mich."[30)]

Wittig baut nach eigenem Plan und Konstruktion auf einem Acker seiner Eltern ein Haus und "(...) aus all diesem Geschehen und Wirken ging ein neuer, junger, frischer Geist aus,der deshalb nicht schlecht zu sein braucht, weil er nicht mehr der alte ist. Denn noch habe ich mein altes Wittigblut und meine alte Wittigseele. Noch schauen die Augen meiner Väter voll Liebe auf micht."[31)] Was Wittig in dieser Zeit lernt ist, "daß die Summe der Kenntnisse eines Handwerkers, zusammengezogen aus jahrhundertealten Erfahrungen und eigenen Erlernissen nicht viel geringer ist als die eines Universitätsprofessors (...)"[32)]. Er widmet seinen Erfahrungen aus dieser Zeit eigens einen Aufsatz mit der Überschrift "Aus meiner letzten Schulklasse". Walter Benjamin, ein enger Freund von Florens Christian Rang, von dem wir gleich hören werden, schreibt aus Paris an Martin Buber die Eindrücke, die er beim Lesen von Wittigs Aufsatz erhalten hat:"(...) Sehr merkwürdig, ich möchte sagen beunruhigend in der Wahrheit ihrer Fragestellungen und der Fragen die sie erregen ist die Arbeit von Wittig. Ich glaube, es ist sehr lange her, daß man diese einfachen aber unendlich schwer greifbaren Erfahrungen neu, evident hat aussprechen können."[33)] Benjamin entdeckt damit präzise in Wittigs Denken jenen konstitutiven Zusammenhang von Sprache und Erfahrung, den Wittig in seinen Erzählungen zum Ausdruck bringt und den Eugen Rosenstock 1916 als "neue Sprechweise" bezeichnet hat.

Durch ERH gelangt Wittig in neue Freundeskreise, wie wir vorhin vernommen haben. Von einem dieser Freunde erhält er 1925, bereits ein Jahr vor seiner Exkommunikation, eine Einladung, an einer Zeitschrift mit dem Namen "Die Kreatur" als Mitherausgeber sich zu beteiligen. Dieser neue Freund ist Martin Buber. Neben Wittig als Katholik und Buber als Juden, soll noch ein dritter, ein Protestant, als Herausgeber fungieren. Dieser dritte wird dann der Arzt Victor von Weizsäcker aus Heidelberg sein.

Wittig ist sich angesichts seiner Auseinandersetzung mit der Amtskriche zunächst nicht sicher, ob er der richtige Mann für die geplante Zeitschrift ist, aber sein Ja zum Plan der Zeitschrift ist Buber sicher. Er schreibt am 28.7.1925 an Ihn:"Es war ein wirkliches Geschehen und kein langes Überlegen und kein Klugseinwollen, als ich unserem Freunde Rosenstock mein Ja zu Ihrem Plane sagte. Rosenstock kennt mich ja. Das ist meine einzige Garantie, die ich Ihnen geben kann. Ich trete einfach in den Kreis der gläubigen Männer, die mich bei sich haben wollen."[34)] Auch wenn im Herzen Wittigs die Entscheidung für die Mitarbeit an der neuen Zeitschrift gefallen ist, so meldet sich doch aus seinem Geist eine Stimme, die, so scheint es, wieder für ein wenig Unruhe sorgen möchte. Im selben Brief schreibt er:"Ich muß Ihnen wohl auch sagen, daß ich zwar der bin, als was mich Rosenstock in Ihren Kreis einführt, daß ich es aber nicht so wissenschaftlich erfassen kann wie er, weder die Gemeinsamkeit noch die Geschiedenheit. Ich sehe die Gemeinsamkeit viel deutlicher als die Geschiedenheit."[35)]

Eine definitive Entscheidung, als Mitherausgeber mitzuwirken, gibt Wittig dann am 26.2.1926. Wie sehr ihn die Auseinandersetzung mit der Amtskirche und seine Schriften beschäftigt und was für eine wichtige Rolle für eine positive Entscheidung Wittigs ERH einnimmt, wird in diesem Brief

an Buber ersichtlich:"Wenn alles Lebendige in Angst geboren wird, dann aber, wenn es geboren ist, eine Freude wirkt, die aus keinem Vorher erklärbar ist, dann muß mein Eintritt in die Herausgeberschaft der 'Kreatur' etwas sehr Lebendiges sein. Wir hatten nicht ohne Grund gemeint, daß zu Weihnachten mein kirchliches Schicksal entschieden sein werde und daß ich Ihnen dann als ganz Eindeutiges meine Mitarbeit zusagen könnte. Aber die Entscheidung kam nicht, schien sich noch monatelang hinauszuschieben. Da glaubte ich, Sie nicht länger warten lassen zu dürfen, und in einer nächtlichen Unterredung mit Rosenstock, die immerfort nach der Geburt eines Nein aussah, habe ich dann plötzlich mein Ja gesagt, aber nicht zweifelnd und schwankend, sondern so, daß es dabei bleiben muß."[36)]

b) Florens Christian Rang (1864-1924)

Um aber die anfängliche Idee der neuen Zeitschrift zu erfassen, müssen wir etwas weiter zurück blicken. Im letzten von insgesamt zwölf Heften der "Kreatur" heißt es 1930 erklärend:"Wir wollen die Zeitschrift, die wir im Gedächtnis Florens Christian Rangs begonnen haben, im Gedächtnis Franz Rosenzweigs beschließen. Von Rang rührt ihr redaktioneller Grundbau her, von Rosenzweig ihr Name. Was sie sagen und wirken durfte, möge allezeit mit der Erinnerung an diese zwei großen Bekenner der Einen Wirklichkeit verknüpft sein."[37)]

Im ersten Heft der "Kreatur" vom Frühjahr 1926 würdigt Alfons Paquet Rangs Leben. Entnehmen wir daraus einige Lebensdaten, um uns Rangs Denken, das bis heute noch weitgehend unveröffentlicht und daher auch kaum rezipiert worden ist, vor Augen zu führen.[38)]

Rang wurde 1864 in Kassel geboren und entstammte einer

katholischen Beamtenfamilie, wurde aber protestantisch erzogen. Der Familientradition folgend schlug der Zweiundzwanzigjährige, der an der Universität Bonn summa cum laude zum Doctor juris promoviert hatte, die Verwaltungslaufbahn ein. 1890 wurde er Regierungsassessor in Posen, entschloß sich 1895 aber überraschend, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden. 1898 erfolgte die Ordination und die Berufung zum Pfarrer. Allein sechs Jahre übte Rang diesen Beruf aus, im Frühjahr 1904 gab er den Pfarrberuf auf. Adelbert Rang beschreibt die Ursachen für diesen erneuten Sinneswandel:"Mitentscheidend war ohne Zweifel das Bewußtsein von der Unangemessenheit, dem Abstrakt-Illusionären berufsmäßig ausgeübter 'Seel'sorge angesichts einer Realität, in welcher die Menschen vor allem physisch litten und leiden machten." Und er zitiert einen Satz F.Ch. Rangs, den dieser in einer geplanten Autobiographie zu jenem Jahr geschrieben hatte:"Wie ein Nessushemd riß ich mir den Priesterrock ab."[39] Alfons Paquet beschreibt 1926 die Gründe Rangs für seine Entscheidung ähnlich:"Der Ernst der ethischen und christlichen Forderung, die Unmöglichkeit sie ohne Selbstvernichtung zu erfüllen, standen plötzlich da. Bis der Ringer vom Boden aufstand und 'den Priesterrock sich abriß!'. Wie in einem Jubel des Erblühens setzte er da das Wort *Florens* vor seinen Namen. Er behielt diesen Namen wie ein Denkmal."[40]

Er wurde wieder Verwaltungsbeamter, betrieb aber eifrig philosophische Studien. Er lernte Hugo von Hofmannsthal kennen, mit dem ihn eine Freundschaft bis zu seinem Tode verband. Es bildete sich der sogenannte "Potsdamer Kreis", zu dem außer Rang, Frederik von Eeden, Erich Gutkind, Martin Buber, Gustav Landauer, Theodor Däubler, Henri Borel, Paul Bjerre zählten. Die Freundschaft zu Buber rührt aus dieser Zeit her. Nach dem Krieg, im Jahre 1917, nahm er Abschied vom Staatsdienst und wurde geschäftsführendes Vorstandsmitglied beim Generalverband des Raiffeisenver-

eins in Berlin. 1920 trat er aber aus diesem wieder aus und zog nach Braunfels, wo er bis zu seinem unerwarteten Tode im Jahre 1924 blieb. Er starb gerade sechzigjährig.

Alfons Paquet beschreibt in seinem Rückblick weiterhin die Eindrücke, die F.Ch. Rang auf ihn gemacht hat:"Wenige haben das in Raum und Geist gewordene Deutschland so an sich selbst erlebt wie dieser Mann, der Jurist, Philosoph, Theolog in einem und daher jedes fast ohne Grenzen war und neben dem Gelehrten zugleich ein Praktiker von eminenter Erfahrung; der faustische Charakter ist mir selten so klar geworden (...) Die Spannungen der Gesellschaft, das wirkende Leben richterlich zu ergründen, schien mir die Leidenschaft dieses Mannes zu sein. Seine offenbare Liebe zur menschlichen Angelegenheit schien mir aufs engste mit einem Drang zur aktiven Gerechtigkeit verschmolzen, der sich aus Göttlichem herleitet; so hatte sein Wesen etwas Unverwesliches, Salziges."[41)]

Am Ende seines Rückblicks auf Person und Werk von F.Ch. Rang, die er in unverbrüchlicher Einheit sieht, beschreibt er noch seinen Eindruck vom Toten auf seinem Sterbebett: "Auf dem Tischchen neben seinem Sterbebett lag das Losungsbuch der Brüdergemeinde. Er fand nicht erst in seit den Monaten seines körperlichen Leidens im Neuen Testament das klarste Trinkwasser, süßes und auch bitteres. War wirklich in diesem Leben eine Tragik, so ist sie einem Ringen um Christus in den vier Fakultäten zuzuschreiben. Der Entschlafene sah aus wie ein Römer, heroisch abgezehrt, mit einem leisen Triumph um die schmalen Wangen; ein Stratege, der Pläne, Übersichten in sich trägt die sich noch der Erörterung entziehen."[42)]

Um F.Ch. Rangs zentrale Grundauffassung vom Verhältnis Gottes zum Menschen, die für sein gesamtes Denken maßgebend ist, in seinen eigenen Worten zu vernehmen, ist ein Brief vom 19.2.1922 an Martin Buber bestens dazu geeignet,

in dem er eine Kritik an Bubers bekanntem Büchlein "Ich und Du" ausspricht und zugleich seine eigene Auffassung skizziert.[43)]

Wie Paquet Rangs Wesen als ein "Salziges" charakterisierte, so kann auch diese Kritik als solche bezeichnet werden. Sie lautet:"Das Büchlein ist zu klar - und darum noch nicht genug in der Klarheit. Es trägt noch zu wenig Schauder vor dem, was unsagbar ist (...) Wir sollten, sobald unser Wort dem Kreise annaht, wo es sich Gotte zuspricht, auch wenn es formell nicht zu, sondern von Gotte redet (...) keine anderen Worte gebrauchen, als die auch im unmittelbaren Gebet brauchbar sind (...) Deine Sprechweise (...) neigt viel zu sehr auf die wissenschaftliche Sprechseite. Dadurch wird sie, dem zuwider, was sagen will und was das Allerkonkreteste ist, abstrakt - und mit der Sprache wird es der Gedankengang (...)."

Hier stößt Rang nun ins Zentrum der Kritik vor:"In Wahrheit gibt es nicht Ich-Du, sondern nur Du (zu Gott geredet), als woraus das Ich erst echo't. Damit fällt alle farblose Beziehung; sie wird 'Schöpfung' und 'Wandel des Geschöpfs vor dem Schöpfer', - Wandel *in* der Schöpfung, *zwischen* den Geschöpfen." Rang erinnert, um ein Beispiel für diese Haltung in der Geschichte aufzuzeigen, an Augustin:"So hat Augustin - in ähnlicher Lage wie Du, auch er sprechend zu den wissenschaftlich Gebildeten der Zeit - in seinen Bekenntnissen geistsaftig geredet, weil er nicht Ich-Du, sondern nur Du gesagt hat, nur Gott - und Ich nicht als anderen denn als Gottes Reflex."

Wir sehen an diesen Ausführungen, wie nach Rangs Auffassung die Grundverfassung der menschlichen Seele und ebenso seine Auffassung von einem echten Sprechen genau den Ausführungen ERHs in seinem Sprachbrief von 1916 entsprechen, in dem er als den Kern der "Grammatik der Seele" das "Leben in der zweiten Person" herausgeschält hatte.

Am Ende des Briefes weist Rang auf die Schwierigkeiten hin, die Buber und er gemeinsam in ihrer Zeit zu überwinden haben. "Sei es des nun genug! Noch schwankt Dein - und mein - Wort zwischen der Sprache vor dem Altar und auf dem wissenschaftlichen Markt - weil wir selbst da noch schwanken - Kinder dieser fast-Altar-vergessenen Zeit."

Auch Wittig und ERH sahen sich in den entscheidenden Phasen ihres Lebens exakt dieser Spannung zwischen der Sprache der Wissenschaft und der Sprache des Glaubens ausgesetzt. Und jeder hat auf seine Weise die Gefahr des "schwankend-werden" erkannt und eine Antwort zu geben versucht. Wittig, indem er eine aus Erfahrung gespeiste, erzählende Theologie vorführt und ERH, indem er ein "Samariterdenken" oder ein "Leben in der zweiten Person" als Opfer von den in der modernen Arbeitswelt tätigen Menschen fordert.

Welche Konsequenzen Rang selber für das Denken in dieser Spannung zog, zeigt Adalbert Rang in seinem Artikel zum 100. Geburtstag von F.Ch. Rang auf, wenn er dort ein Zitat aus Rangs Buch "Deutsche Bauhütte" dazu anführt: "Geist, der keine politische Konsequenz hat, der nur sich selbst will, aber keine erdhafte Form, nur sich ergießen will, aber kein Gerät gießen, mit dem der Mensch sich voranarbeiten kann, dieser unpolitische Geist bleibe uns fern!"[44] Er erwähnt darin ebenso briefliche Korrespondenzen Rangs mit Ernst Michel:"An Ernst Michel schrieb er, sein ganzes Leben habe unter der Frage gestanden: Wie kann es zum Reiche Gottes kommen?"

Zum Schluß der Betrachtung von Rangs Leben und Denken sei noch ein Zitat aus einem Aufsatz in der "Kreatur" selber entnommen, das die unheimliche Schärfe des Weitblickes dieses Denkers zum Ausdruck kommen lassen soll. In dem Aufsatz "Die Betrachtung der Zeit" von 1920 ahnt er be-

reits die Gefahren eines möglichen zweiten Weltkrieges; er sieht ebenso schon die Möglichkeit der Atombombe. "Wer darf wagen zu leugnen, daß sie (die Menschheit d.Verf.) heut imstande sein könnte, eine Entdeckung von Kräften von solch rasender Gewalt, daß damit die Erde zersprengt werden könnte, nicht nur zu machen, sondern auch in einem Krieg des Hasses, wie es der letzte war, selbstvernichtend zu gebrauchen?"[45)]

Acht Aufsätze wurden von Rang erstmals in der "Kreatur" veröffentlicht. Bis auf einen, "Die historische Psychologie des Karnevals", gibt es bis heute keinen Nachdruck, und so fällt der "Kreatur" allein schon deshalb auch heute noch die Aufgabe zu, als Sprachrohr zu gelten, durch das vergessene Denker ihre prophetische Stimme noch einmal erheben können.

c) Franz Rosenzweig (1886-1929)

Rührte also von F.Ch. Rang der "redaktionelle Grundbau" her, so "von Franz Rosenzweig ihr Name".

Von ihm haben wir im I. Teil zuletzt vernommen, daß er 1921 das "Freie Jüdische Lehrhaus" übernommen und geführt hat. Er selber konnte dies auf Grund einer im Jahre 1922 einsetzenden Krankheit, einer "multiplen Lateralsklerose", nur ein Jahr selber leisten. Sein Gehvermögen und nach und nach sein Sprachvermögen fielen dieser tödlich verlaufenden Krankheit zum Opfer. Er konnte nur noch mit Hilfe seiner Frau Korrespondenzen führen und Aufsätze schreiben, die bis zu seinem Tode im Jahre 1929 alle Worte aus seinem Gesicht abzulesen vermochte, auch als nur noch die winzigsten Zuckungen im Gesicht des Kranken die einzigen Zeichen der Verständigung bildeten. Auch die Übersetzung der Bibel mit Martin Buber zusammen verlief unter diesen Bedingungen.

Rosenzweig ist es, der im Jahre 1925 darauf drängt, daß die "Kreatur" erscheinen soll. Am 19.6.1925 schreibt er an Buber:"Die Kreatur hat mich in diesen Tagen viel beschäftigt; ich habe fast alles, was mir begegnet ist, unter diesem Gesichtspunkt angesehen." Er macht sich sowohl Gedanken über die Dauer ihres Erscheinens als auch über den Zeitpunkt des Beginns ihres Erscheinens:"Zunächst also: es ist doch von vornherein nur was für ein oder zwei Jahre (...) Nun aber: wenn, dann gleich (...) Und einfach anfangen, eine Vorbesprechung hilft weniger als eine erste Nummer; gerade "meine Gruppe" ist im Augenblick in so einem lockeren Aggregatzustand, daß man es besser auf das Ankristallisieren als auf das Wachsen stellt (...) Wir müssen das Ding, wie wir selber davon überrascht sind, auch überraschend auf die Beine stellen; dann kommt Manuskript gelaufen. Also praktisch: die erste Nummer einfach machen, und für die zweite jedenfalls Stoff genug parat halten (...) Mit Rang, Ehrenbergs Plastikdialogen, einer Einleitung, die vielleicht ich schreibe, wahrscheinlich anonym, noch was anderem, ist das erste Heft schon da (...)."[46)]

Was Rosenzweig als "meine Gruppe" bezeichnet, ist vor allem der Kreis um das Jüdische Lehrhaus[47)], aber auch seine Vettern Hans und Rudolf Ehrenberg und natürlich Eugen Rosenstock-Huessy.

Hatte Rosenzweig ihre Erscheinugnsdauer auf "ein oder zwei Jahre" angelegt, so wurden es schließlich drei Jahrgänge. Das erste Heft erschien im Frühjahr 1926, das letzte im Frühjahr 1930.

d) Victor von Weizsäcker (1886-1957)

Neben Martin Buber und Joseph Wittig ist, wie schon erwähnt, Victor von Weizsäcker der dritte Herausgeber. Er wurde von Hans Ehrenberg, dem Vetter Rosenzweigs, angeregt, an der "Kreatur" mitzuarbeiten. Doch auch er zeigt sich dieser Anfrage gegenüber, ähnlich wie Wittig, zunächst unsicher:"Lassen Sie mich gleich aussprechen, daß ich mich im Augenblick vor Übereilung scheue und daß ich noch keinen festen Entschluß fassen konnte. Für ein so ernstes Unternehmen, das als Unternehmen, gar nicht aus meiner Art und Richtung organisch hervorgewachsen ist, wie aus der Ihren, bin ich nicht reif und fühle ich auch die Beziehung zu Ihnen nicht so reif, als nötig wäre, wenn man mit so höchstpersönlichem Bekenntnis vor die Welt treten will (...). Eine endgültige Antwort bitte ich Sie aber nicht zu erwarten."[48)]

Weizsäcker entscheidet sich dann wie Wittig, Mitherausgeber der "Kreatur" zu werden und als die erste Nummer mit seinem Beitrag "Der Arzt und der Kranke" erschienen ist, bekennt er Buber offen:"Unsere 'Kreatur' wird mir zur Herzensangelegenheit in dem Maße, als es mir gelingt, meine Velleitäten in ihr abzuladen; alte, zerstreute, *eigene* Herzensangelegenheiten durch sie an den Mann zu bringen und die Dinge, für die mir das 'Organ' bisher wirklich fehlte, die zu einem 'Buch' zu formen mir nie gelang, nun einmal publik zu machen (...)." Ebenso offen bekundet er seine Nähe zu der Person Wittigs:"(...) möchte ich Ihnen aber noch mein Entzücken über die Persönlichkeit Wittigs bekennen. Wittig ist ein kritikentwaffnender Mensch und er beschäftigt mich fortwährend. Er ist nur zu weit fort und dann ist mir bang bei dem Gedanken, er möchte auf einem Dorf immerfort sitzen. Er muß vom Bauer bis zum Papst wirken (...)."[49)]

e) Martin Buber (1879-1965) und der Vorspruch zur "Kreatur"

Rührt von Rosenzweig der Name "Die Kreatur" her, so stammt das Vorwort, das er "anonym" zu schreiben gedenkt, dann doch aus der Feder Martin Bubers.[50)]

Wenden wir uns nun diesem Vorwort oder Vorspruch, wie Buber ihn nennt, zu, um die Grundidee der "Kreatur" zu erkennen.[51)]

"Religionhafte Sonderungen, aus denen es keine andere Befreiung gibt als die messianische, haben die Not und die Zucht von Exilen. Sie sind uns nicht Imaginationen, wolkige, verrückbare Gestaltungen, sondern sinnvoll beständige Wahrheitssphären, die nicht eher als in der Wirklichkeit des Reiches aufschmelzen dürfen."

Zu Beginn wird die Ausgangsposition von religionshaften "Sonderungen", in dem Fall von Judentum, Katholizismus und Protestantismus, wobei die Herausgeber sicherlich auch für andere Konfessionen dieselbe Herausforderung sehen, als im Prozeß der Geschichte gewordene "sinnvoll beständige Wahrheitssphären", festgehalten. Die Verschiedenartigkeit dieser Wahrheitssphären und die Duldung derselben durch die jeweilig andere Seite bildet den Ausgangspunkt und die Herausforderung für die Herausgeber der "Kreatur". "Erlaubt aber und an diesem Tag der Geschichte geboten ist das Gespräch: der grüßende Zuruf hinüber und herüber, das Sich-einander-Auftun in der Strenge und Klarheit des eigenen Beschlossenseins, die Unterredung über die gemeinsame Sorge um die Kreatur."

Mittels dem "Gespräch" oder der "Unterredung" gilt es, die konfessionellen Unterschiede, die sich im Gang der Geschichte in Glaubensinstitutionen verfestigt haben, zu rela-

tivieren, weil die gegenwärtige konkrete "Sorge um die Kreatur" eher die Gemeinsamkeit der Menschen über alle konfessionellen Schranken hinweg, als ihre Verschiedenheit betont. Es klingt in diesem "Sorgen um die Kreatur" sicherlich noch die existentielle Erfahrung der Zerstörungskraft des 1. Weltkrieges hindurch. Ursprünglich, nach den Plänen Rangs, sollte die Zeitschrift den Namen "Grüße aus den Exilen" heißen. Die drei Herausgeber aber wollen nun, soll die Forderung nach einem Gespräch ernst sein, "die Begegnung in dem Raum folgen lassen (...) So heißt diese Zeitschrift nun nicht mehr nach der gemeinsamen Bedürftigkeit, sondern nach dem, was dieser Bedürftigkeit schon heute die endliche Stillung verbürgt". In diesem "schon heute" kommt besonders stark der Anspruch auf Gegenwärtigkeit zum Ausdruck.

Jenseits aller im Laufe der Geschichte der Konfessionen sich entwickelnder Gegensätzlichkeiten, besteht ein "namenloses Bündnis". Und so gelangt der Vorspruch nun zum Kernpunkt, wenn er schließlich den Gemeinsamkeit ermöglichenden Grund benennt:"Was uns drei Herausgeber verbündet, ist ein Ja zur Verbundenheit der geschöpflichen Welt, der Welt als Kreatur. Der unseren drei Lehr- und Dienstgemeinschaften gemeinsame Glaube an den Ursprung wird sinnlich präsent in der Gewißheit des eigenen Erschaffenseins und dem daraus wachsenden Leben mit allem Erschaffen."

Die "Welt der Kreatur", das heißt, die Welt als Schöpfung oder Kreation Gottes zu betrachten, so wie es das Buch Genesis im ersten Vers berichtet:"Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde". Das ist der unumstößliche Glaube sowohl des Judentums als auch des Christentums. Dieser Glaube an den Ursprung, der durch die Tradition hindurch sich aufrechterhalten hat, wird aber immer wieder, soviele Individuen es gibt, soll es ein lebendiger Glaube sein, "sinnlich präsent in der Gewißheit des eigenen Erschaffen-

seins". Es hat sich so eine gegenseitig sich bedingende Spannung von der Glaubenstradition im Ganzen und der lebendig-sinnlichen Erfahrung und Erneuerung derselben im Einzelnen, aufzubauen. Aus dieser Spannung heraus ergibt sich nun auch die innere Haltung der Mitarbeiter der "Kreatur" und aus ihr kann die Absicht der "Kreatur" beschrieben werden:"Diese Zeitschrift will von der Welt - von allen Wesen, von allen Dingen, von allen Begebenheiten dieser gegenwärtigen Welt - so reden, daß ihre Geschöpflichkeit erkennbar wird. Sie will nicht etwa Theologie treiben, eher, in geistiger Demut, Kosmologie. Wenn sie stets der Kreation eingedenk bleibt, muß ihr jede Kreatur denkwürdig werden, der sie sich zuwendet. Steht sie im Vertrauen zum Wirkenden, so darf sie der Wirklichkeit vertrauen. Vertrauen auch dem wachsenden Geschlecht, dem aus der Verborgenheit steigenden Säkulum."

Wenn es heißt, die Zeitschrift will nicht "Theologie treiben, eher, in geistiger Demut, Kosmologie", so kommt darin die Haltung zum Ausdruck, keine fertigen, aus reinen Begriffen zusammengefügte Systeme entwerfen zu wollen, sondern vielmehr gilt es, in aller Offenheit und Ungesichertheit der "Kreation eingedenk zu bleiben", um dann "so zu reden, daß ihre Geschöpflichkeit erkennbar wird". Daß diese Übersetzung gelingt, vom Eingedenken hinüber zum Reden, also zur Sprache, bedarf es aber eines doppelten "Vertrauens". Zum einen Vertrauen in die "gegenwärtige Welt", das heißt in ihr so-geworden-sein, als auch Vertrauen in den Gang der Menschheitsgeschichte, sowohl in die vergangenen als auch in die kommenden Menschenalter.

Es ist sowohl Vertrauen als auch Mut notwendig, um, wie Joseph Wittig es ausdrückt, "der Kreatur Gottes Stirn gegen Stirn"[52)] begegnen zu können.

f) Die Beiträge von Joseph Wittig und Eugen Rosenstock-Huessy

ERH hat in einem "Rückblick auf 'Die Kreatur'", aus seiner Sicht beschrieben, was die drei Herausgeber vereinigte. "Alle drei hatten im persönlichen Leben eine Geschehensweise entdeckt, an der sie bisher vorbeigegangen waren, die sie jetzt aber mit der Begriffsschärfe existentialen Denkens erfassen konnten, die das Gegenüber des Mitmenschen, des 'Bruders' gewährt. Wir bezeichnen sie durch die Kategorie des 'Offenen' (...) Die Kreatur Mensch konnte wieder wunderfähig werden."[53] Franz Rosenzweig bezeichnete in einem Brief vom August 1925 das "Wunderknäuel als das Symbol unserer Zeitschrift".

Diese Fähigkeit, sich wieder wundern zu können, ist aber nach ERH nur eines. Ein anderes ist es, ob der Einzelne die "offenen und wunderträchtigen Erfahrungen (...) annimmt und bereit ist, seine geistige Struktur ihrer verwandelnden Macht zu unterwerfen, mit anderen Worten, ob er, aus der Wahrhaftigkeit offenen Daseins lebend, es vermag, seine Erfahrung geistig zu fassen, und es wagt, von ihr Zeugnis abzulegen". Und in Bezug auf die drei Herausgeber hält er fest:"Für Buber, Wittig und Weizsäcker bedurfte es einer außerhalb ihrer geformten geistigen Welt stattfindenden Erschütterung, um ihr Denken zu erneuern."[54]

Tatsächlich sieht Wittig, daß bei ihm eine solche Denkerneuerung durch die Erschütterung einsetzt, die er durch die Exkommunikation erfährt. In dem schon erwähnten "Kreatur"-Aufsatz "Aus meiner letzten Schulklasse" beschreibt er seine Beurteilung über den Vorgang der Exkommunikation: "Tatsächlich aber geschah es, weil es geschehen mußte (...) Mein Leben lang hatte ich ihr (der Kirche, d. Verf.) gedient, aber sie mußte mich von der Schule entfernen, denn ich mußte frei von der alten Schule werden, um ihrer Me-

thode und Stoffauswahl nicht mehr verpflichtet zu sein."[55] Und etwas weiter beteuert er noch einmal, es war "notwendig und eine große Gnade, daß ich aus meinem 'geistigen Leben' und meinem 'rein geistigen Berufe' herausgerissen und in die so ganz unakademische Welt hineingestellt wurde"[56].

Obwohl Wittig also seit längerer Zeit schon Geschichten geschrieben hatte, um der rein begrifflich denkenden Theologie den lebendigen Volksglauben als Spiegel einer "richtigen Theologie" vor Augen zu halten, so sieht er sich doch erst jetzt "frei von der alten Schule". Mit insgesamt zehn Beiträgen ist er derjenige, der am meisten für die "Kreatur" geschrieben hat. Sie bildet für ihn gewissermaßen ein erstes Sprachrohr nach seiner Exkommunikation, mit Hilfe dessen er seine Wandlung oder seinen Eintritt in eine "neue Schulklasse" zum Ausdruck bringen kann.

Erwähnt werden muß an dieser Stelle, daß Joseph Wittig, ein Jahr nach seiner Exkommunikation, den Entschluß faßt, Anca Geisler, eine Bürgermeisterstochter aus Habelschwerdt, einem Nachbarort, zu heiraten. Er schreibt über sie:"Zum erstenmal hatte ich einen Menschen gefunden, der im Tiefsten mein Widerbild war; der auf Gott allein das Wagnis setzte, mit mir gehen zu wollen in Leben und Tod, nicht von der Natur angezogen und weggezogen, nicht vom Gesetz beengt und begrenzt, nicht vom Geist blutleer und unfruchtbar gemacht, sondern die Natur vollendend, das Gesetz nach seinem Sinn erfüllend, den Geist erneuernd, die Unmöglichkeiten der Welt in die Möglichkeiten Gottes erhebend im Glauben an den Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist."[57]

In diesen wenigen Sätzen ist Wittigs Denken und sein ganzes Lebensprogramm in aller Kürze zusammengefaßt, das er von diesem Zeitpunkt an mit seiner Lebensgefährtin zusammen zu erfüllen trachtete.

So bildet die Ehe mit Anca Geisler, neben seiner Freundschaft mit ERH, der ihr Trauzeuge war, und neben den neuen Freunden aus dem Kreise der "Kreatur", wohl den stabilsten Mauerhaken, mit Hilfe dessen Wittig dem abgebrannten Feld der Wissenschaft und seinem stumpf gewordenen Geist entsteigen konnte, um in die "ungesicherte, offene Gotteswelt" einzutreten, von der ERH schreibt:"In ihr hat keine Kreatur Gott gepachtet; es ist aber auch keine von Gott verlassen, es sei denn daß sie sich darauf verläßt, Gott gepachtet zu haben."[58)]

Wittig befindet sich seit seiner Exkommunikation aus der Kirche in einer eigenartigen lage. Diese Eigenartigkeit besteht darin, daß er zwar außerhalb der sichtbaren Kirche steht, er aber weiterhin aus den Schätzen der Kirche schöpft und unermüdlich auf ihre Wirkungskraft verweist, wenn sie nur recht im Einzelnen wiedergeboren wird. Er macht also auch außerhalb der Kirche stehend nichts anderes als bisher, als der übernatürlichen, geistgewirkten Formen der Kirche zu gedenken, um sie neu und tatkräftig zu benennen.

Aus dem schon zweimal erwähnten Aufsatz "Aus meiner letzten Schulklasse", der für Wittig nach seiner Exkommunikation eine erste Form seiner Orientierungssuche darstellt, soll nun aufgezeigt werden, auf welche Art er die Spannung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem aufzubauen vermag.

Da für Wittig der Zusammenhang von Sprache und Erfahrung grundlegend ist, interessiert ihn ganz besonders auch die Betrachtung des Sprachgebrauchs der Kirche in ihre Tradition, so etwa die Worte, die sie bei der Segnung von Salz und Wasser verwendet. Er stellt zunächst fest:"Die Kirche ist heutigentages die einzige Gestalt, die zur Kreatur spricht; die also den Glauben hat, daß die Kreatur hören

und gehorchen kann", um so die Dringlichkeit zu betonen, gerade auf diese Sprache noch zu hören:"Laßt uns hören, wie urgewaltig diese Sprache ist, und laßt uns von dieser Gewalt einige Kännlein schöpfen, denn wir haben es nötig, da aus unserer Sprache die Gewalt des Glaubens immer mehr aussickert!"[59)]

Der entscheidende Punkt im Segensspruch der Kirche ist nach Wittig darin zu sehen, daß "sie nicht zu Salz und Wasser, sondern zur *Kreatur* des Salzes und des Wassers spricht". Der fundamentale Aspekt, der daraus folgt, ist der, daß "wenn sie angesprochen werden, stehen sie im Bereich des Du, wo Leben und Gehör ist; sonst im Bereich des Es, wohin Reden und Hören keine Brückenbogen spannen. Und wenn sie als Kreatur angeredet werden, werden sie im Glauben, also in Kraft angeredet und betroffen in der lebendigen Hand Gottes, wo nichts Totes und Fertiges, sondern nur Lebendes und Werdendes sein kann; wo also alles noch wunderbar ist"[60)].

Gleich versucht aber Wittig, nachdem er die ursprüngliche Bedeutung dieser Segnungssprache aufgedeckt hat, den Blickpunkt wieder auf die Gegenwart zu lenken, d.h. auf die Frage, ob diese ursprüngliche Bedeutung auch heute noch in der Kirche, sowohl von den Amtsträgern als auch von den Laien, verstanden wird. "Allein die katholische Kirche ruft diese Erscheinungen noch an, gebietet ihnen und verbietet ihnen. Soweit ich aber ihre Funktionäre kenne, tun sie es nur noch mit leeren Worten, nicht mehr mit dem vollen Glauben und der hellen Schau der für Menschenaugen unsichtbaren Wirklichkeiten; sie sind durch die modernen, von den Aufklärungen der Naturwissenschaft beherrschten Schulen gegangen und verwenden nur die alten Worte, meinen aber Naturkräfte und Zufälle. Sie gehören ja eben auch meist zu der Gruppe der Menschen, der die Erde als eine dienstbar gemachte entgegentritt, während die Kirche ihre

Sprache in einer Zeit empfangen und gebildet hat, in der die Undienstbarkeit der Erde noch von dämonischer Gewalt und Herrschaft war."[61)]

Unüberhörbar klingt in diesen Sätzen noch die Auseinandersetzung Wittigs mit den Dogmatikern anläßlich seiner Schrift "Die Erlösten" durch, aber er spricht darin doch eine grundlegende Warnung aus, nicht allzuschnell und leichtfertig die alten Erfahrungen und Erkenntnisse aus dem großen Feld des Glaubens, dem Wissen der "modernen Naturwissenschaft" preiszugeben.

Ähnliche Kritik, sowohl an einem rein naturwissenschaftlichen Denken, als auch an einem in erstarrten Formen festgefahrenen Christentum übt Wittig in einem Aufsatz aus, den er 1930 nach einer Reise mit seiner Frau in den Orient, ebenfalls für die "Kreatur" geschrieben hat, mit dem Titel "Die Wüste". Wittigs Kritik ist aber immer konstruktive Kritik, sie will Nachdenken und Betroffenheit erwecken, Allzuselbstverständliches hinterfragen und Alltäglichgeschehendes verfremdet erscheinen lassen. Schauen wir uns nun die beiden Kritikpunkte darin an.

Der erste zielt gegen die Ausbreitung der Industriewelt in die Welt der Wüste und er drückt seine Kritik in einem schönen Bild aus, dessen Ausstrahlungskraft den Betrachter oder Leser nicht gleich wieder losläßt. So heißt es:"Nun wirbt, wie das Meer um den Boden des Küstenlandes, die abendländische Kultur um den Boden des Wüstenrandes. Kommt auch der Wüste eine Stunde, die sie noch nicht kennt? Obelisken und Kirchtürme sind einst vom Osten nach dem Westen gewandert; Fabriktürme und Schornsteine kommen zurück. Sind es dieselben Wesen, nur im Aussehen verwandelt?"[62)]

Den zweiten Kritikpunkt trägt Wittig in Form eines fikti-

ven Gesprächs vor, das er mit dem Einsiedler "Isaac von Antiochien" oder auch "Isaac, der Syrer" genannt, führt. Es geht dabei um das Verhältnis von Leben und Lehre des "Wort Gottes". Dabei erklärt "der Syrer":"Der Muselmann, auf dessen Religion und Ethik ihr so verächtlich niederschaut, steht dem altchristlichen Menschen, dessen Religion und Ethik ihr allein geerbt zu haben meint, unvergleichlich näher als ihr. Ihr doziert von ihm, daß er Gott gegenüber nicht der Sohn vor seinem Vater, sondern der Sklave vor seinem Herrn sei, ohne alles Recht, ohne jedes Eigentum, ohne irgendeinen Willen. Sage mir ehrlich: Bist du einem einzigen begegnet, der so aussah?" Wittig antwortet ihm darauf:"Ich mußte ihm zugestehen, daß ich viele Araber und Juden getroffen hatte, die mir als eine ganz wundersame Einheit von stolzer Männlichkeit und rührender Kindlichkeit erschienen. Der Syrer fuhr fort:"Sie nennen sich nicht Kinder Gottes; sie lehren nicht, daß Gott Mensch wird in den Kindern Gottes, aber was ihr lehrt, das ist bei ihnen Wahrheit, bei euch steht es im Buche." Darauf ich:'Lieber Isaac, du giltst bei uns als einer der beachtenswertesten Kirchenväter, aber mein berühmter seliger Kollege Bickell hat gesagt, daß du gern übertreibst und gar oft barocke Meinungen hast.' Isaac antwortete: 'Das hat man auch dir nachgesagt.'"[63)]

Wittig demonstriert mittels dieses fiktiven Gesprächs oder "einseitigen Dialogs", wie Lessing die Form dieses Gesprächs auch nennt, eine offene Haltung der Gesprächspartner, die auch dann gewahrt bleiben soll, wenn es um existentielle Fragen geht. Gerade dann gilt es nicht auszuweichen. Sondern es heißt eben dann sich selbst zu überwinden, nachzugeben und nicht den anderen auf irgend eine Art zu denunzieren versuchen. Diese offene Haltung, und Wittig führt selber die Schwierigkeit vor, sie durchzuhalten, erwartet er letzten Endes auch von seinen Lesern, am meisten aber sicher von den Vertretern der Amtskirche.

ERH verfaßt insgesamt fünf Beiträge für die "Kreatur". Darin führt er alle Themen und Fragen, die ihn seit dem Ersten Weltkrieg beschäftigen, in aller Konsequenz weiter. In den Überschriften, die bei ERH immer eine fluoreszierende Ausstrahlungskraft haben, kommt dies deutlich zum Ausdruck. So etwa in dem 1929 im Heft 2 erschienenen Aufsatz "Die rückwärts gelebte Zeit". Er beschreibt darin, wie "ein ganzes Volk ohne Maßstab der erfüllten Zeit in geradezu falsche Zeiten eingelullt wurde". ERH beurteilt das Thema dieses Aufsatzes später so:"Die Menschen waren geistig im Jahre 1928 weit hinter 1923 zurückgefallen. Daher schrie ich meine Freunde 1928 mit meinem Aufsatz wach."[64)]

Die Spannung von "Raumdenken" und "zeitgenährtem Denken" bildete für ERH ein Leben lang das zentrale Thema. Die Frucht seines Denkens faßt er in seiner zweibändigen "Soziologie" unter diesem Aspekt zusammen. Der erste Band der bereits 1925 erschienen ist, hat den Untertitel "Die Übermacht der Räume", der zweite, der 1958 veröffentlicht wurde, "Die Vollzahl der Zeiten". In dem 1926 in der ersten Nummer der "Kreatur" erschienenen Aufsatz "Führer und Lehrer?", prägt er die beiden für die Problematik grundlegenden Begriffe "einaltrig" und "mehraltrig". Es ist beeindruckend, wie er mit Hilfe dieser Begriffe die politischen Gefahren der Weimarer Zeit erkennen und benennen kann und gleichzeitig Auswege aus einseitigen Denk- und Handlungsstrukturen aufzeigt. Zitieren wir einige Sätze aus diesem Aufsatz, in denen er die charakteristischen Wesensmerkmale sowohl des "Führers" als auch die des "Lehrers" festhält. Zunächst die des "Führers": "Blicken wir auf die Sippen und Stämme der Jungenschaften, so sehen wir hier das Urverhältnis einaltriger Gemeinschaften (...) Der Geist des Führers beherrscht die Mitglieder seiner Gruppe, und zwar je stärker die Gruppe lebt, desto ausschließlicher. Woher der Führer seinen Geist selbst hat, ist dabei gleichgültig, zufällig (...) Wird er begeistert,

so gilt das für alle andern mit, die ihm folgen, auch ohne ihn zu verstehen (...) Aber *einaltrig*, einer Generation verschrieben ist dieser Geist. Denn er tritt unbedingt auf, ohne Seitenblicke auf vorher oder nachher (...) Der Sache nach ist einaltrig und mythisch das gleiche. Und beides also steht im Kontrast zum allgemeinen Begriff der Zeitrechnung. Die einaltrige Zeit wird mit Herz und Hand bekannt und erzählt, die geschichtliche Zeit wird gekannt und gezählt."[65)]

Hingegen nun die des "Lehrers": Er "spricht nie ganz die Sprache des Tages, die Führersprache einer Generation. Mehraltrig ist er seinem Wesen nach. Mehraltrig ist deshalb seine Sprache. Nie kann er deshalb die hemmungslose Begeisterung entfesseln wie der Führer. Denn immer bleibt er bestenfalls der *Übersetzer* des Geistes in die Sprache seiner Zeitgenossen (...) Die Lehre verkettet das *ungeschichtliche* Leben des Nachwuchses mit dem Geschichtlichen seiner Vorfahren". Wenn ERH dann mit Mussolini als Negativbeispiel der "Einaltrigkeit" ein aktuelles Beispiel seiner Zeit vorführt, so zeugt dies von seinem politisch und soziologisch excellent ausgebildetem Gesellschaftsblick. "Wenn Mussolini", so hält er nüchtern fest, "den beredten Mund auftut, so ist die Hauptsache der Wirkung, daß er redet wie *kein* anderer."

Resümierend und wegweisend endet dann seine Untersuchung, die den Untertitel "Zur Polychronie des Menschen" trägt, mit folgendem Absatz:"So sind Lehre und Führung die Umrisse des politischen Wesens Mensch nach den Seiten der Ewigkeit und der Erscheinung. Und so kann man sagen: Wo Jugend mit Ehren alt wird und wo die Lehre sich allzeit erneuert, wo die Lehre fröhlich den Tag grüßt und die Jugend fröhlich das Alter, da sind Geist und Leib der Menschenkreatur geheilt und offenbaren sich als die ewige Zukunft und die heutige Gegenwart der gesunden Menschenseele."

Hier begegnet uns wieder die Trias von "Geist, Leib und Seele", für deren unverbrüchliche Einheit er schon im Briefwechsel mit Rosenzweig sich leidenschaftlich eingesetzt hatte.

1927 und 1929 führt er diese Diskussion in der "Kreatur" mit den beiden Aufsätzen "Die Polychronie des Volkes" und "Die Gefangenschaft des Volkes" fort. Der Aufsatz "Kirche und Arbeit" endlich schließt an die Aufsätze von 1923 in Ernst Michels "katholischem Zeitbuch" an.

"Kirche", "Arbeit" und "Gesellschaft" sind die zentralen Themen, die ERH unermüdlich als in die "cruzivierte" Wirklichkeit einzuordnende Größen aufzuzeigen versucht.

Christoph Michel, der 1976 einen Aufsatz über die "Kreatur" verfaßte, geht in einem Absatz auf die Autoren ein, die für die "Kreatur" Beiträge verfaßt haben. Auf ihn sei zu diesem Aspekt verwiesen.[66)]

g) Abschließende Betrachtung

Nimmt man die "Kreatur" als Ganzes in den Blick, so kann man sagen, daß das, was ERH 1919 postulierte: "das Sprechen muß wiederhergestellt werden", auch für die "Kreatur" gilt. Er zeigt in seinem "Rückblick" die geistesgeschichtliche Tradition auf, in der die Mitarbeiter der "Kreatur" sich sahen und weist ihr ebenso im Zeitgeschehen der zwanziger Jahre ihren Platz zu. "Die Kreatur aber zog die Summe aus den Kämpfen der Kierkegaard, Feuerbach, Dostojewski, Nietzsche, William James. Sie alle hatten entdeckt, daß niemand etwas zu sagen hätte, wenn alle dasselbe sagten (...) Die Kreatur strebte nicht danach, sich mit diesen Kämpfern weltlich zu beschäftigen oder gelehrt-theoretisch auseinanderzusetzen (...) Die Verschiedenheit der

Sprachen von Jude, Christ und Heide zu begreifen, darum hatten die Recken gekämpft. In der Kreatur wurde dieses Ziel zum unschuldigen Ausgangspunkt eines gemeinsamen Konzertierens (...) Alle drei Herausgeber der Kreatur waren existentielle Denker(..) Was die Herausgeber der Kreatur entdeckten, waren die geistigen Ernährungsvorgänge wirklich sprechender und 'existentiell denkender' Menschen. Sie wußten, daß Martin Heideggers 'geworfener Mensch' zwar da ist, aber stumm. Sie wußten, daß wir nur sprechen, wenn andere da sind, die anders sprechen, weil sie anders sind. Dem einsamen Wahnsinn der Entdeckergeneration waren sie entwachsen. Kierkegaard mußte in ein Dutzend Pseudonyme auseinanderbrechen, und Nietzsche verfiel, als niemand dem Saitenspiel seiner Seele zuhörte. Heideggers Logik des Nichtszusagenhabens und des Nichtmehrsprechenkönnens - die sozusagen das Jahr 1840, nämlich den Moment nach Hegel verewigt - hielten sie für unwahr, und es schauderte sie vor ihr. Die Kreatur wird daher einen Platz in der Wiedergeburt der deutschen Sprache behalten (...) Die Kreatur sprach, ohne darüber zu sprechen, daß sie sprach."[67)]

Wenn Rosenzweig für das "neue Denken" festhält: "der entscheidende Unterschied geht nicht zwischen subjektiv-objektiv, sondern zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen"[68)], so haben wir gesehen, daß dieselbe Grundhaltung ebenso für die "Kreatur" gelten kann:"Der gemeinsame Glaube an den Ursprung wird sinnlich präsent in der Gewißheit des eigenen Erschaffenseins und dem daraus wachsenden Leben mit allem Erschaffenen." Aus diesem grundlegenden Vertrauensverhältnis heraus, das auf dem Glauben oder, um mit ERH zu sprechen, auf dem "Leben aus der zweiten Person" beruht, ist das wieder möglich, was Wittig dem Vermögen des "stolzen Willens" mit seiner falschen Königskrone abgesprochen hat:"Überraschung, Himmelaufreißen, seliges Staunen."(vgl. d. vorl. Arb. S. 54).

Wie sensibel die Herausgeber dieser Haltung gegenüber sich zeigten, wird in einem Brief Victor von Weizsäckers von 1927 an Martin Buber deutlich. Dort heißt es:"Natürlich muß die 'Kreatur' sofort aufhören, wenn sie der Kreatur ohne '-', im Wege steht, die eine Frage, beinahe nur eine Frage ist. Und sie steht ihr im Wege, wenn sie das Fragen verlernt." Auf jeden Fall ist nach ihm "die Sünde des Produzierenwollens, die doch die Todsünde der 'Kreatur' wäre, zu meiden"[69].

Schließen wir mit dieser von V.v. Weizsäcker im Sinne der Mitherausgeber vorgetragenen Mahnung, die Betrachtung um die Zeitschrift "Die Kreatur". Ihre drei Herausgeber und ihre Mitarbeiter sind der "Sünde des Produzierenwollens" nie verfallen und deshalb hatte sie jenes lebendige Moment, was ERH mit "Atem" bezeichnete.

Fügen wir die "Kreatur" nun als weiteres Steinchen in jenes Mosaik ein, das wir für ERHs und Joseph Wittigs gemeinsames Wirken als Metapher verwendet haben, so bleibt festzuhalten, daß dieses Steinchen eines der edelsten und kostbarsten darstellt, das in seiner kristallinen und unendlich farbenträchtig erscheinenden Leuchtkraft nicht nur das an Pigmenten reiche Werk dieser beiden erhellt, sondern auch den von manchen schwarzen Steinchen besetzten Mosaikboden der Weimarer Zeit, punktuell, bis heute einzigartig funkeln läßt.

So gesehen stellt die Überzeugung ERHs, "daß die Kreatur einen Platz in der Wiedergeburt der deutschen Sprache behalten wird", eine bleibende Herausforderung dar, die sprachgeschichtliche Bedeutung der "Kreatur" herauszuarbeiten, dies um so mehr in einer Zeit, in der nach Klaus Heinrich "sprachlos zu sein" eine der "großen Ängste dieser Zeit" darstellt.[70]

4. "Das Alter der Kirche" oder eine "ganz seltsame Übereinstimmung mit meinem Freund Rosenstock"

a) Motivation zu einer neuartigen Kirchengeschichtsschreibung

Ein Jahr nach dem Erscheinen der "Kreatur" bringen ERH und Joseph Wittig ihr erstes und einziges gemeinsames Buch heraus, das dreibändige Werk "Das Alter der Kirche". Dieses Werk stellt wohl die schönste sichtbare Frucht ihrer Freundschaft dar.

Wittig schreibt über das Verhältnis zu seinem Freund ERH und dem neuen Werk:"Ich habe mich ihm schon einmal vorgespannt, als es ihm nicht gelingen wollte, den schweren Erntewagen von den Feldern Gottes in die Scheuer der hungernden Welt zu ziehen. Es war vor Jahresfrist, als wir unser gemeinsames Buch "Das Alter der Kirche" herausbrachten aus dem unbekannten aber fruchtbaren Tal unserer Arbeit. Ich will es immer wieder tun, so oft mich Gott erleben läßt, was er ihn schauen ließ."[71)]

Es würde den Rahmen dieses Kapitels weit übersteigen, wenn man die insgesamt dreiunddreißig Beiträge inhaltlich erfassen wollte. Es würde dies wie schon bei der "Kreatur" eine eigene Arbeit in Anspruch stellen, ebenso wie der dritte Band, der sogenannte "Aktenband", von dem wir noch hören werden, ein hervorragendes Dokument der Zeit- und vor allem der Kirchengeschichte der zwanziger Jahre darstellt, das auch heute noch als Dokumentation äußerst lesenswert ist. Es soll deshalb hier nur der Ausgangspunkt und die Absicht dieses Werkes beschrieben werden.

Ähnlich wie die "Kreatur" in der Nachkriegszeit fast vergessen geblieben ist, erging und ergeht es dem "Alter der Kirche". Kaum jemand ist da, weder innerhalb noch außerhalb der theologischen Fakultäten beiderlei Konfessionen, der/die dieses frühe Dokument ökumenischer Kirchengeschichte erwähnt oder etwa auf die darin aufgewiesenen gesellschaftspolitischen Bezüge hinweist. Dies würde sich allerdings nur dann als fruchtbar erweisen, wenn der eigenartige Ansatz des ganzen Werkes von vorneherein in Rechnung gestellt würde.

Blicken wir nun wiederum in das Vorwort der Herausgeber, um Methode und Absicht dessen zu erkennen, was Wittig mit dem schönen Bild "den schweren Erntewagen von den Feldern Gottes in die Scheuer der hungernden Welt zu ziehen" beschreibt.[72)]

Konnte Wittig in Ernst Michels "katholischem Zeitbuch" von 1923 noch als ein Vertreter derer gelten, die sich gegen die "innerkirchliche Verhärtung" eingesetzt haben und ERH als Vertreter gegen die "innerweltliche Verhärtung", so haben sich die Fronten inzwischen ja geändert. Diese Veränderung festzuhalten, setzt das Vorwort ein:"WIR HABEN BEIDE AN DEM TISCH DER KIRCHE gegessen, von der wir in diesem Buche reden. Der eine kam von außen, der andere von innen; jener wurde in das Innen geladen, dieser nach außen gestellt, so daß wir sie beide von innen und außen sehen konnten." Nicht zuletzt bildet die Möglichkeit bzw. die Notwendigkeit für ERH und Wittig, sich in diesem doppelten Blick zu üben bzw. üben zu müssen, eine entscheidende Voraussetzung für ihre Freundschaft. So heißt es weiter: "An der Tür trafen wir uns und wußten sogleich, daß wir Freunde seien, und das, was der eine von innen, der andere von außen gesehen hatte, klang zusammen in unserer Unterredung, so verschieden auch unsere Sprache war; es wurde eine Sprache. Darum mag ein Buch unsere Reden fassen."

Aus der Eigenart ihres Treffpunktes heraus ergibt sich nun für beide eine besondere Dialektik von "Herkunft" und "Zukunft". "Wir haben beide in der Werkstatt der alten kirchengeschichtlichen Forschung gestanden, haben gelernt und beobachtet wie die Werkleute der alten Wissenschaft, konnten uns aber nicht zugleich mit unsern Studien in das Fach einschließen lassen; wir mußten vor das werdende Volk, weil wir erkannten, daß das Volk aus der Kirche werden wollte."

Daß die "lebendige Volkssprache" und der "lebendige Glauben des Volks" für ERH und Joseph Wittig von früh an die Triebfedern ihres Denkens waren und geblieben sind, sind sie ein Leben lang nicht müde geworden zu betonen. So auch in ihrem neuen Werk. "Es war unsere Sehnsucht, vor dem Volke eine volle Lehre von der Kirche zu sagen. Unsere Versuche, diese Fülle vor uns auszubreiten, bewiesen uns aber, daß wir ihnen unsere ganze Lebensarbeit weihen müssen, ehe sie uns gelingen können."

b) Methode - "Zeitlichkeit" des Denkens und "Polyphonie der vom Geiste Getroffenen"

Nach der Umschreibung der Motivation zu ihrem Werk erfolgt nun die Beschreibung ihrer Methode:

"Wir haben die Zeitalter der Kirche zu erfassen und in mündlicher Rede, in Büchern und Aufsätzen darzustellen versucht (...) Wir können nur Kunde geben von den Gesichten und Offenbarungen, die uns geworden sind, wie sie uns geworden sind. Wir glauben beide an die Zeit als eine Kraft, die uns wie alles um uns wandelt. Die Kunde, die wir zu geben haben, ist Urkunde und als solche nicht wandelbar vom gewandelten Menschen. Wie wir uns selbst als Gewandelte sehen und die Wandlung nicht als Schutz- und

Schmuckdecke über unser früheres Selbst werfen dürfen, so stehen wir unsern Urkunden wie denen einer früheren Zeit gegenüber und wollen ihre Unversehrtheit bewahren. Sie bleiben Urkunden unserer Wandlung mit der Kirche."

In diesen Sätzen ist bestens erfaßt, was ERH 1916 mit "Zeitlichkeit des Denkens" bezeichnet hatte (vgl. d. vorl. Arb. S. 9). An anderer Stelle charakterisiert er die Haltung des "neuen Denkens"; für ERH und Wittig gleichermaßen gilt so:"Es gibt keine Sicherheiten, keine ein für allemal gültigen Lehrsätze, wenn nicht lebendige, forschende und lehrende Menschen sich mit ihrer ganzen Person auch unter Lebensgefahr für sie einsetzen und verbürgen."[73)]

Mit dem Glauben an die "Zeit als eine Kraft, die uns wie alles um uns wandelt", können sie in fester Überzeugung dann auch sagen:"Wir legen dieses Buch getrost zum Alten, denn wir haben die Verheißung, daß wir von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreiten." Das bedeutet freilich nicht, daß es nicht notwendig gewesen wäre, es zu veröffentlichen, nur soll es keinen dogmatisch-unumstößlichen Charakter erhalten:"(...) wir müssen es veröffentlichen, weil in ihm das Neue schlummert; es muß aufgelesen und aufgeweckt werden".

Um das "Neue" aber in ihrem Buch transportieren zu können, bedurfte es, methodisch gesehen, einiger Entlastungen. "Das Buch trägt nicht Kleidung und Rüstung der alten Wissenschaften von der Kirche, nicht das Festkleid des Theologischen Systems und nicht die Rüstung der geschichtlichen Forschung". Dennoch sind sich die Autoren aber "gewiß, daß es Wissenschaft ist. Denn nicht Kleid und Rüstzeug allein machen den Ritter. Wir ziehen nicht zum Hoffest und nicht zum Kampfe, sondern legen Hand an den Pflug und pflügen die Scholle um die Burg."

Wittig benennt in "Höregott" das entscheidende Medium, durch welches Methode und Inhalt vom "Alter der Kirche" unauflösbar miteinander verzahnt sind. "Wir hatten einzelne Teile geschrieben wohl nach wissenschaftlicher Schulung und nach den Gesetzen, die der Geist der Wissenschaft uns diktierte, aber doch in dem Geiste, der von unserem Glauben ausging und mit seinem hellen Schein den Weg der Kirche und unseren Weg beleuchtete: in einer Sprache, die den Werken der alten Wissenschaft fremd ist, die aber eine neue Wissenschaft aufnehmen wird, in der Sprache des Glaubens."[74] Diese "Sprache des Glaubens" entspricht jener "neuen Sprechweise", die ERH 1916 als neue Methode der Wissenschaft einsetzen sah und mit dem Ausdruck "Denken ins Kreuz der Wirklichkeit" bezeichnet hatte. Dieser neuen Sprechweise liegt ja die Auffassung zugrunde, daß "das Wissen ein dem Glauben 'nachfolgendes'" zu sein habe (vgl. d. vorl. Arb. S. 12).

Was ERH weiterhin in seinem ersten Soziologieband "von dem ersten Sozialisten neben Fourier", Saint-Simon, als Antrieb seines Denkens und Handelns festhält, nämlich "(...) die Schätze des klerikalen Christentums zu erneuern, umzuwandeln in Sprache der Wissenschaft, des Gedankens, der Zukunft, der menschlichen Allgemeingültigkeit", kann auch als Hauptantriebsmoment für das Werk "Das Alter der Kirche" verstanden werden.

Es fährt Rosenstock-Huessy fort:"(...) so soll kein Wert aus der Schatzkammer der alten Ära preisgegeben werden, sondern alles haben wir zu verwandeln, bis unser Leben wiedergeboren und erneuert in gleicher Kraft schwingt."[75]

In dieselbe Dialektik von "altem" und "neuem" Leben hatte Wittig ja auch sein "Leben Jesu"-Buch eingeordnet (vgl. d. vorl. Arb. S. 78).

Dieser Aspekt vom notwendigen Zusammenhang von Geschichte kommt so nicht zufällig in dem Titel "Das Alter der Kirche" zum Ausdruck. Wittig erläutert dazu:"Wir geben dem Werk den Titel 'Das Alter der Kirche', weil wir hoffend wissen, daß an jedem Tag aus einem alten Testament ein neues hervorbricht."[76)]

Und in dem von uns nun eine Zeitlang verlassenen Vorwort heißt es hierzu:"Wir glauben auch an die heiligen Wandlungen der Kirche (...) Alles was in der Kirche war, ist dem Lebenden 'Altes Testament', 'Alter der Kirche', aus dem ewig ein Neues Testament, die ewige Jugend der Kirche sprießen muß. Wir meinen den Wandel nicht im Sinne geschäftiger Reformer, sondern im Sinne des Glaubens, der den Augustinus schreiben hieß:'Novum Testamentum in Vetere latet, Vetus in Novo patet'".

Gleichsam als ob ERH und Joseph Wittig dem Staunen über ihre Freundschaft noch einmal Ausdruck verleihen möchten, reiht das Vorwort in aller Kürze ihr in so vielerlei Hinsicht unterschiedliches Herkommen auf, um ihre Gemeinsamkeit um so mehr zu betonen. "Während wir beide noch weit voneinander entfernt waren, das Großstadtkind vom Sohn des Ackerlandes, der Frankfurter vom Breslauer, der Jurist vom Theologen, der Forscher vom Seelsorger, der Laie vom Liturgen, wurden wir des selben Geistes und wußten, daß es keinen geistigen Privatbesitz gibt."

Zum Schluß des Vorwortes spricht sich dann noch die Hoffnung von beiden Autoren aus, daß ihre gemeinsame Erfahrung vom "Leben in der zweiten Person" oder als vom "Geiste Getroffene" einmal "alle Stimmen" erfassen werde. "Wenn es wahr ist, daß nur in der Polyphonie der vom Geiste Getroffenen die Wahrheit ist, so hoffen wir, daß die Zweistimmigkeit dieses Buches ein Weg dazu ist, daß sich einmal alle Stimmen in dem selben Geiste vereinigen."

c) Struktur - Von der "Stiftung" in den "Alltag"

Blicken wir nun noch auf die Strukturierung des dreibändigen Werkes, von dem ERH sagt, daß es "das anspruchsvollste und sicherlich am wenigsten geplante" Werk in seiner Breslauer Zeit war, also von 1923 bis 1933, durch das er sich "tief in die Straßenkarte der Kirchengeschichte senken konnte"[77]. Das Werk ist in insgesamt fünf Teile gegliedert. Diese tragen die Überschriften: "Stiftung", "Wachstum", "Innerung", "Verklärung" und "Alltag". Die Beiträge unter den jeweiligen Überschriften stellen, wie es im Vorwort heißt, bereits unternommene "Versuche" der Autoren dar, in "mündlicher Rede, in Büchern und Aufsätzen", die "Zeitalter der Kirche zu erfassen", hinter denen sich aber die "Sehnsucht nach dem Ganzen" ausdrückt. Auch wenn die Beiträge unter bestimmte Überschriften eingeordnet sind, greifen sie, obwohl sie thematisch gesehen ganz richtig stehen, über diese hinaus.

So setzt der uns schon bekannte Beitrag von ERH, "Das Herz der Welt", der der erste im gesamten Werk ist, ein mit einer soziologischen Gegenwartsanalyse, die lautet:"Das Problem der Führung durchtönt heut die Presse und Bücher der Deutschen. Sie fühlen sich als Schafe ohne Hirten."[78]

Um der gegenwärtigen Problemlage aber nicht hilflos zu verfallen, dehnt ERH das historische Blickfeld soweit aus, bis er sich sicher ist, der einseitigen Betrachtungsweise etwas entgegensetzen zu können. "Zwischen der Ohnmacht des Hauptes und der Übermacht der Triebe schlägt das Herz der Welt. Jesus stiftet die Kirche."[79] So kann er am Ende des Beitrages die Spannung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft als dialektisch in sich verschlungene darstellen. Das Stichwort "Stiftung", unter dem der Beitrag steht, ist somit kein bloß die Vergangenheit verklärendes schablonenhaftes Wort, sondern vielmehr ein sowohl die Gegen-

wart elektrisierendes Signalwort als auch eine in die Zukunft weisende Verheißung. So lautet seine Schlußpointe: "Alles Sorgen um die Politik führt auf die Kirche. Aber alles Sorgen um die Kirche führt wieder auf die Völker."[80)]

So sind die meisten seiner Beiträge nach ähnlicher Methode aufgebaut. Die Erkenntnis derselben finden wir noch einmal zusammengefaßt in seiner "Soziologie" von 1925. Dabei beruft er sich wieder auf Saint Simon: "Der Teppich des Lebens besteht nicht aus zahllos vielen, aber er besteht auch nicht aus einerlei Fäden, sondern ein Bestand an Urkräften läßt sich erkennen oder - wie bei Saint Simon - wird aus der Wirklichkeit heraus unbefangen anerkannt. Diese Urkräfte nun werden immer neu in mannigfacher Abwandlung erfordert, um dasselbe zu leisten. Trotzdem bedeutet in dem Haushalt der Kräfte 'dieselbe' Erscheinung in jedem Augenblick etwas anderes. Denn ihre Rolle im Ganzen, ihre Beziehung auf das Ganze wechselt."[81)]

Dieselbe Methode haben wir auch bei Wittig in seinem Aufsatz "Von dem kirchlichen Leben im II. und XX. Jahrhundert" entdeckt, in dem er betonte, daß es bei der Fragestellung nicht um ein Zurückgehen in die "gute alte Zeit" gehen kann, vielmehr geht es um dies "lernen können(...) von dem Christentum jener Zeit", etwa von jenem "altchristlichen Vertrauen auf die rettende Kraft der Taufe"(vgl. d. vorl. Arb. S. 56). Dieser Aufsatz steht im "Alter der Kirche" unter der Überschrift "Wachstum". Wittig kann unter derselben seine hervorragenden Kenntnisse aus der Zeit der Kirchenväter in der "Sprache des Glaubens" einbringen.[82)] Darunter zählen seine Beiträge "Cyprian von Karthago", "Hieronymus" und "Konstantin und Bonifatius".

ERH schließt diesen zweiten Teil mit seiner fast auf einhundert Seiten angelegten mittelalterlichen Studie "Die Furt der Franken und das Schisma". Am stärksten vertreten

ist ERH im dritten Teil unter der Überschrift "Innerung", mit fünf von seinen insgesamt elf Beiträgen. Seine umfassenden Kenntnisse als Jurist, Historiker, Soziologe, aber auch sein internationales Engagement als Erwachsenenbildner schlagen sich in diesen Beiträgen nieder. Seine Aufsätze "Luthers Volkstum und die Volksbildung" und "Die Welt vor dem Blick der Kirche" weisen ohne Brüche auf seinen ersten Beitrag "Die Verklärung der Arbeit" im vierten Teil hin, der die Überschrift "Verklärung" trägt.

Von Wittig folgt darauf sein Aufsatz "Das allgemeine Priestertum" und eine Reihe kleinerer Arbeiten. Am Ende dieses vierten Teils und somit auch am Ende des zweiten Bandes vom "Alter der Kirche" steht der Beitrag von ERH aus dem Jahre 1917 "Volksstaat und Reich Gottes; eine Weihnachtsbetrachtung".

Durch das gesamte Werk hindurch haben Wittig und ERH ihre Beiträge durch kurze Stichworte oder kleine Sätze auf jeder zweiten Seite oben kommentiert, so daß diese eine Art roten Faden durch die Aufsätze bilden. So steht über der letzten Seite von ERH "Weihnachtsbetrachtung" wohl nicht zufällig die Seitenüberschrift "Das Kreuz der Wirklichkeit", womit nocheinmal die Methode der neuen Wissenschaft betont werden soll. Die letzten Sätze darunter lauten: "Das Unsichtbare ragt hinein in das Sichtbare durch keine andere Form oder Gestalt, es sei denn der Mensch. Das Unsichtbare, Gottes Wort, wird Mensch wie wir (...) Am Weihnachtsabend wird dieser Schatz uns ins Herz gelegt, damit wir ihn durch das Jahr hindurchtragen, durch Hitze der Volkswut, durch Kälte des Kaiserrechts, das *Reich Gottes* in uns irdenen Gefäßen."

Den fünften Teil nun, der unter der Überschrift "Alltag" steht, bilden "Die Akten" und ein theologisch-kanonisches Gutachten zum Schrifttum Joseph Wittigs". Darin enthalten

ist der Briefwechsel von Wittig mit Kardinal Bertram von 1921, also noch "Vor dem Einbruch des Argwohns", dann der Briefwechsel, der um die "Erlösten" entbrannt war, bis hin zum "Spruch des Heiligen Officiums" und schließlich noch die Briefe, die die "Vermittlung des Professors Krebs" enthalten.

Außer diesen verschiedenen Briefwechseln enthält der Aktenband noch die Fürschrift "Religio depopulata" von ERH und ein über einhundert Seiten umfassendes sogenanntes "Theologisch-kanonisches Gutachten, verfaßt von mehreren katholischen Geistlichen". Außerdem befindet sich in diesem Band ein ausführliches, auf fünfzig Seiten ausgedehntes Stichwortregister.

Zur Einordnung des gesamten Aktenbandes in "Das Alter der Kirche" äußert sich Wittig folgendermaßen:"Die Veröffentlichung der Gesamtheit aller amtlichen oder von amtlichen Vorgängen zeugenden Urkunden, die sich auf meinen nunmehr schon fünfjährigen Kampf bezogen und die in meine Hände gekommen waren (...) sollte dem Geiste der Polemik und dem Geiste der Sensation entzogen werden. Die fünf Jahre waren der Kirchengeschichte zugezählt. sie können nur richtig gesehen werden im Rahmen des ganzen Bildes, das wir von der Geschichte der Kirche hatten, mein Freund Rosenstock und ich in ganz seltsamer Übereinstimmung."[83)]

Also nur im "Rahmen des ganzen Bildes" der Kirchengeschichte ist der Aspekt "Alltag" einzuordnen, da aber ist diese Einordnung auch wirklich zulässig und ernst zu nehmen. Der Zusammenhang von Individuum und Menschheit drückt sich nach ERH im "Geheimnis der Kirche" am besten aus:"Im Einzelnen das Ganze haben und doch nicht haben ist das Geheimnis der Kirche" schrieb er Rosenzweig im Jahre 1916 (vgl. d. vorl. Arb. S. 11).

Die "ganz seltsame Übereinstimmung", die Wittig, was das Bild von der Geschichte der Kirche betrifft, mit seinem Freund Rosenstock feststellt, bleiben beide schließlich "dem Geiste schuldig, der es uns nicht zum Eigenbesitz, sondern zur Spendung gegeben hat, sowohl was wir geschrieben, wie auch was wir erlebt haben"(Vorwort).

d) Paul Tillichs Urteil über "Alter der Kirche" und Überleitung zu Kapitel 5

Paul Tillich, der 1926 sein berühmtes Büchlein "Die religiöse Frage der Gegenwart" veröffentlichte, schrieb 1928 in der Vossischen Zeitung eine Beurteilung von "Alter der Kirche". Zitieren wir seine aussagekräftigen Sätze, um mit ihnen langsam in den nächsten und letzten Abschnitt vorzustoßen:

"Das Thema Kirche ist wieder angeschlagen, so machtvoll und weit und reich, so erfüllt von Substanz der Vergangenheit und zugleich so gegenwartsnah, wie zur Zeit kaum irgendwo. Nicht als ein theologisches Sonderthema, sondern als ein Thema unserer gesamten geistigen und gesellschaftlichen Existenz, als juristisches und soziales, als politisches und wirtschaftliches, als geistiges und vitales Thema, als unser Thema schlechthin. Darum hat das "Alter der Kirche" jedem Kreis wesentliches zu sagen, der um die Gestaltung der Gegenwart aus dem 'Kairos', aus der 'Fülle der Zeiten' ringt."[84)]

Daß das "Thema Kirche" in der Tat als ein Thema der "gesamten geistigen und gesellschaftlichen Existenz (...) angeschlagen ist, sei nun abschließend an einem längeren Zitat aus ERHs Aufsatz "Luthers Volkstum und die Volksbildung" aus dem "Alter der Kirche" noch einmal direkt aufgezeigt. Die zu zitierenden Stellen bilden zugleich eine Art Brückenpfeiler zum letzten Kapitel der vorliegenden Arbeit.

Im sechsten Kapitel dieses Aufsatzes beschreibt ERH unter den beiden letzten Seitenüberschriften "Jenseits des Kirchenjahres" und "Karfreitag des Glaubens" das "unerhörte der neuen Lage" für den Glauben.[85] Es besteht darin, "daß es bei den modernen Individuen nicht mehr aufs Bekenntnis als ersten Schritt ankommt. Bisher ist das Bekenntnis des persönlichen Glaubens der erste Schritt der Christen neunzehnhundert Jahre lang gewesen. Das moderne Individuum ist geistig so zerrüttet und wortvergiftet, so innerchristlicher Heide, daß der Name, mit dem es sich selber oder seinen Gott nennt, zunächst fast nichts zu sagen hat". Die Folgerung, die ERH daraus zieht lautet: "Das Individuum ist so unpersönlich und so schwach, daß es von weither langsam zur Kraft der Namengebung und des Bekenntnisses zurückgeleitet werden muß." Das Stichwort "Jenseits des Kirchenjahres" signalisiert, daß ERH die "unerhört neue Lage" ernst nimmt. Er plädiert für eine "neue Lebensform", die er aus einem größeren geschichtlichen Zusammenhang sich herauskristallisieren sieht.

"Hat das Mittelalter den *Kirchenkalender* glanzvoll aufgebaut, hat die Neuzeit das *Tagewerk* geheiligt, so braucht eine neue Epoche einen neuen Ansatz, durch den unser *Lebenswerk* oder richtiger unser Lebenslauf geheiligt werde trotz der Mechanisierung der Lebensarbeit. Die neue Lebensform zweigt also vom Kern der Kirche diesmal nicht nach unten in den täglichen Haushalt ab (wie bei Luther, d. Verf.), sondern in entgegengesetzter Richtung nach oben in die über das Jahr hinausliegenden Lebensstationen und Lebensepochen größerer Ausdehnung. Diese größeren Zeiträume sind noch heut ungeistlich, sind dem Geist der Welt preisgegeben. In ihnen geht es nicht um die Erinnerung an das in der Kirche leuchtende Licht, nicht um Erbauung im Sinne des Gemeindegliedes, sondern um die Ökonomie, den Lebensbau der kämpfenden Gesellschaftswesen (...) Die Welt der Arbeit sucht ihre Heiligung (...). Es

handelt sich um eine *Entlastung* der Kirchen".

Was ist erforderlich, um diesen Prozeß der "Heiligung" der Arbeit voran zu bringen? Dies führt ERH unter der letzten Seitenüberschrift "Karfreitag des Glaubens" aus. "Selbstüberwindung kostet das Eintreten für diesen dritten Flügel innerhalb der christlichen Zeitordnungen, das gebe ich zu. Aber von dem, den Gott durch die Erkenntnis seiner Offenbarung beglückt, wird immer eine Unbequemlichkeit gefordert, durch die er dieser Gnade danke. Diese Unbequemlichkeit heißt Mission, zu deutsch *wirksame* Weitergabe der Frohbotschaft in den der Zeit entsprechenden Formen. Der Gläubige hat es schwerer als der Ungläubige, er muß umdenken um seiner Brüder willen." Und um den Ernst seines Vorschlages und seiner Überzeugung zu unterstreichen betont er:"Ohne diese Selbstüberwindung haben wir nichts zu hoffen (...) Nur das Beispiel der Mitarbeit und beseelter Zusammenarbeit (...) vernichtet die Großmächte des Weltgeistes (...) denn die ist ihnen versagt, weil ihnen die Sprache der Liebe versagt ist."

Führen wir uns zum Schluß die Stichworte "Sprache der Liebe", "Sprache des Glaubens", "Selbstüberwindung", "Mitarbeit", "beseelte Zusammenarbeit", und "Karfreitag des Glaubens" aus dem "Alter der Kirche" noch einmal vor Augen, so können wir sagen, daß dieses Werk keine im üblichen Sinne verfaßte Kirchengeschichte darstellt. Wir haben gesehen, daß dies mit dem Anspruch der Autoren zusammenhängt, eine "neue Wissenschaft", wie Wittig es formuliert, anzustreben, deren Verlangen auf "Vergegenwärtigung" zielt, wie ERH es fordert.

Die "Zeitlichkeit des Denkens" macht dabei deutlich, es gibt "keine Sicherheiten, keine ein für allemal gültigen Lehrsätze", sondern nur die "ungesicherte, offene Gotteswelt" und das "Vertrauen zum Wirkenden". Diese geistige

Haltung und die daraus resultierende existentielle Sprechweise, lassen "Das Alter der Kirche" auch heute noch lesenswert erscheinen und es vermag vielleicht dieses Werk Anregungen für das Verständnis der Nöte unserer Zeit zu geben, damit auch wir "unbefangen den Zutritt zu jenen Geistesmächten der Technik, der Naturwissenschaft, der Politik, des Kapitalismus, des Skeptizismus finden"[86], denen nach ERH allein die "Sprache der Liebe" wirkungsvoll entgegentreten kann.

Und was wäre notwendiger, als eine solche Sprache wieder zu finden und einzusetzen in einer Zeit, in der nach Klaus Heinrich "(...) mit nichts mehr identisch zu sein (...) eine der großen Ängste dieser Zeit" darstellt.[87]

5. Die "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" oder vom "Mut im Alltag"

a) Die letzte Station des gemeinsamen Weges von Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig

Das Engagement ERHs in der Volks- und Erwachsenenbildung erreicht in den Jahren 1927-31 seinen Höhepunkt. Neben seinen Verpflichtungen an der Universität, neben der Herausgabe von "Alter der Kirche" und neben der Mitarbeit an der "Kreatur", erhält er 1927 von der Deutschen Schule für Volksforschung in Comburg den Auftrag, einen Plan auszuarbeiten, durch den "die Studierenden sowohl der Universität als auch der Technischen Hochschulen auf ihre Stellung im Volksganzen hingewiesen und auf die Kunst der Cooperation sachlich getrennter Arbeitsbezirke vorbereitet werden"[88]. ERH schreibt später, daß "ich alle meine Freizeit und mehr der Gründung von Arbeitslagern, der Erfindung einer langen Liste von Formen der Erwachsenen-Erziehung widmete. Der kindische und unwirkliche Charakter der akademischen Welt sollte durch diese Versuche, einen Gegenpol zu schaffen, wieder gut gemacht werden"[89].

Wir betrachten dieses Kapitel deshalb als "gemeinsamen Weg" von ERH und Joseph Wittig, weil Wittig zu jenem Geschehen in Löwenberg, von dem wir im folgenden hören werden, eine kleine Broschüre verfaßte mit dem Titel:"Es werde Volk! Versuch einer ersten Geschichte des Löwenberger Arbeitslagers im Frühjahr 1928". Wittig besuchte diese Lager, die insgesamt dreimal durchgeführt worden sind, immer wieder, war jedoch nicht so fest engagiert wie ERH, der die gesamte Zeit, in der Regel drei bis vier Wochen, im Lager verbrachte.

Es bildet dieses Kapitel zugleich die letzte Station dieses gemeinsamen Weges, den Hitler in der Folgezeit, rein äußerlich betrachtet, durch eine tiefe Furche zu teilen vermochte. Das letzte Arbeitslager endete zugleich mit dem Erscheinen des letzten Heftes der "Kreatur" im Frühjahr 1930.

b) Das Notgebiet von Waldenburg - Helmuth James Graf von Moltke (1907-1945) und die Gründung der "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft"

Die Ermöglichung des vorhin erwähnten Auftrages an ERH beruhte auf der Tatsache, daß die Schlesische Jungmannschaft im Zusammenhang mit der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung im Frühjahr 1926 das sogenannte "Boberhaus" in Löwenburg eröffnet hatte. Dieser Auftrag sollte nun dazu verhelfen, "eine Zusammenarbeit zwischen Vertretern mehrerer Disziplinen und Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen des Volkes zu ermöglichen"[90]. Daß in der Folge dieses Auftrages sich dann die "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" gründen konnte, hängt mit dem Auftreten des damals zwanzigjährigen Helmut James Graf von Moltke zusammen. Wittig berichtet dies in seiner ihm eigenen Bildersprache:"Bei allem guten Willen zur Volksbildung wären Rosenstock und seine Freunde vielleicht noch lange mit der Stange im Nebel herumgefahren, wenn sie nicht einer mit der Nase auf die dringendste, gen Himmel schreiende Volksnot dicht vor den Toren Breslaus und Löwenbergs gestoßen hätte. Dieser eine war der junge Moltke in Creisau (...) dieser fand seinen Weg zu Professor Rosenstock und zur Schlesichen Jungmannschaft. Die nahe Not (...) wurde nun der mächtigste Antrieb zu dem Werke, das Rosenstock und seine Jungmannschaft zu unternehmen berufen waren."[91]

Es folgten auf dieses erste Zusammentreffen zwei weitere Begegnungen, eine Besprechung am 14. September 1927 in Creisau bei Moltke mit Rosenstock-Huessy, der Jungmannschaft und anderen Hochschullehrern und vom 15. bis 18. September 1927 fand eine "Freizeit" statt, in der beschlossen wurde, "Männern und Frauen aus allen Ständen der notleidenden Kreise zu einer Begegnung einzuladen und ihren guten Willen zu wecken (...)"[92].

Diese Begegnung fand vom 27. bis 30. Oktober in Löwenberg statt. Achtundsechzig von neunzig Geladenen waren dazu erschienen. "Unternehmer, Landadel, Gewerkschaftssekretäre, Verwaltungsbeamte, Universitätsprofessoren, katholische und evangelische Geistliche, Pädagogen und Jugend (...) sie verbanden sich zu einem Bunde, den sie "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" nannten."[93]

Erinnern wir uns an dieser Stelle kurz, daß ERH bereits 1920 in seinem Buch "Hochzeit des Krieges und der Revolution" die Frage der "Arbeitsgemeinschaft" thematisiert hatte und die ihr zugrunde liegende Aufgabe mit "Heilung der Arbeit" bezeichnete (vgl. d. vorl. Arb. S. 27). Joseph Wittig weist in seiner Schrift auf diese alte Wurzel hin. Er erwähnt ERHs "Hochzeit"-Buch, "von dessen Kapiteln aus ein gerader Weg oder vielmehr eine mit unendlicher Mühsal gepflügte Furche bis zum Löwenberger Arbeitslager geht"[94]. Wittig bekräftigt aber auch die Verwandlungsfähigkeit seines Freundes Rosenstock, der es versteht, die Zeichen der Zeit ernst zu nehmen:"Das Buch ist vergessen. Man bekommt es kaum mehr in einem Buchladen. Es hat sich zauberisch verwandelt: Das Buch ist verschwunden im Zauber, aber es ist verwandelt in das Löwenberger Arbeitslager; und in dieser Gestalt öffnet es sich vor unseren Augen." Es lohnt sich für das Thema unserer Arbeit auch noch den nächsten Absatz Wittigs zu zitieren, in dem er die zähe geistige Haltung ERHs feinstens beschreibt und

in der wir auch Wittigs innere Haltung erkennen dürfen. Er bezieht sich weiterhin auf das besprochene Buch:"Es ist nicht geschrieben, wie die meisten anderen Bücher geschrieben sind, nicht aus freiem Willensentschluß und kluger Überlegung und Berechnung, sondern aus Trieb und Zwang einer Macht, die über den Menschen kommt, wenn der Mensch berufen wird zum Dienst an Menschheit und Volk. Im Banne dieser Macht mußte der Verfasser des Buches, kaum daß er es geschrieben, die ihm bereitete Stätte ruhiger Gelehrtenarbeit verlassen, immer wieder verlassen, mußte in Sturm und Ungewitter hinein, mußte von der Universität zur Fabrik, von den Studenten zu den Arbeitern, wurde auf tausend ruhelosen Fahrten hin und her gejagt."[95)]

Für die neu gegründete "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft" sollte neben der Schaffung verschiedener Arbeitsausschüsse der erste praktische Schritt, "die Vorbereitung eine Arbeitslagers in Löwenberg sein, in dem Studenten, Jungbauern und Jungarbeiter mehrere Wochen miteinander leben und reden sollten, um die Grundlagen für die Zusammenarbeit der Jugend im Industriebezirk zu schaffen und Mittel und Wege zu berufserzieherischer Arbeit zu finden"[96)]. Um die Grundgedanken und die Durchführung dieser Lager noch mehr zu erfassen und insbesondere um sie von der verzerrten Idee der von den Nationalsozialisten eingeführten freiwilligen Arbeitsdienste abzugrenzen, werden wir ERHs Äußerungen dazu aufnehmen.

c) Die Konzeption der "Arbeitslager" mit Arbeitern, Bauern und Studenten

Vom 14. März bis zum 1. April fand das erste Arbeitslager mit 100 Teilnehmern statt, an dem Reichspräsident Hindenburg, durch das Engagement des damaligen Reichsabgeordneten für Waldenburg und dem späteren Reichskanzler Heinrich Brüning, seine finanzielle Unterstützung zugesichert hatte.

Rosenstock-Huessy beschreibt den gesellschaftlichen Stellenwert der Arbeitslager und des Arbeitsdienstes im Vorwort des 1931 mit Carl Dietrich von Trotha herausgegebenen Buches über die Arbeitslager folgendermaßen:"Der Arbeistsdienst wird lebhaft erörtert, heut wieder lebhafter als seit langem. Wirtschaft, militärische und volkserzieherische Antriebe kreuzen sich in dieser Aussprache. Innerhalb des Dreiecks: Volksheer, Volkswirtschaft, Volksbildung, das von dieser Diskussion bestrichen wird, haben die schlesischen Arbeitslager selbständig und freiwillig Stellung genommen. Sie sind bewußt abgegrenzt gegen rein intellektuelle Formen der Bildungsarbeit, gegen rein militärische Formen der Wehrpflicht und gegen rein ökonomische Formen eines Arbeitsdienstes. Abgegrenzt sind sie, und doch machen sie sich die in allen drei Formen steckenden Kräfte zunutze."[97)]

In seiner ihm eigenen Methode bringt ERH in kurzen, klaren Blicken die Gefahren der Gesellschaftskräfte auf den Punkt. Wie nach dem Ersten Weltkrieg wendet er sich auch hier vehement und in großer Skepsis gegen die in "reiner" Form sich darstellenden gesellschaftlichen Kräfte. Denn diese sind in der Gefahr, einem Raumdenken zu verfallen, das die Generationen verfugende Kraft der "Zeit" nicht mehr berücksichtigt.

In seinem Beitrag "Arbeitslager und Arbeitsdienst" präzisiert er die notwendige Abgrenzung gegenüber diesen "reinen" Formen. Dieser Beitrag ist ursprünglich eine an Gäste des Lagers gehaltene Rede.[98)]

ERH setzt ein mit einer Einschätzung der Lage der Zeit. Das zentrale Problem ist die hohe Zahl von vier Millionen Arbeitslosen im Jahre 1931. Angesichts dieser Lage, kann das Interesse des Arbeitslagers nicht sein, aus den Arbeiten, die im Lager verrichtet werden, vorwiegend sind dies Erdarbeiten verschiedener Art, wirtschaftlichen Nutzen ziehen zu wollen. Vielmehr geht es darum, daß "die Arbeit der Arbeitslosen aus der Warenwirtschaft herausgenommen" bleibt. Es gibt nach ERH "neben der Warenwirtschaft immer eine zweite marktfreie Wirtschaft auf lange Sicht, dazu gehört die Menschenwirtschaft oder die Waldwirtschaft oder das Heereswesen (...) Diese zweite Wirtschaft wirtschaftet wirtschaftsfrei und muß wirtschaften ohne Rücksicht auf den Preis."

Die Arbeitslager und die darin verrichtete Arbeit gehören, und das ist entscheidend, in "den langphasigen Reproduktionsbereich - in die Grundlegung vor aller Güterproduktion. Sie gehören nicht in den Arbeitsmarkt, die Warenerzeugung und in die Preisbildungsvorgänge hinein".

Diese Unterscheidung in "langphasige Reproduktion" und in Produktion der Waren selbst, die beide verschiedene Zeitphasen darstellen, ist grundlegend für ein richtiges Verständnis der Arbeitslager. Denn mit Hilfe dieser Unterscheidung kann er die volkswirtschaftliche Bedeutung des "Arbeitslosen", über die bloße Erfassung in der Arbeitslosenstatistik hinaus, aufzeigen. "Die Arbeitslosen stellen für diese langphasige Wirtschaft einen Symbolwert dar. Sie verkörpern als besondere Personengruppe den Eigenwert dieser Wirtscahft gegenüber der Warenwirtschaft. Aber nur

diese besondere Verkörperung in Gestalt der Arbeitslosen ist etwas neues. Denn immer hat der arbeitslose Teil im Leben der Volksgenossen, also die Kindheit, das Greisenalter, die Muße, das Fest, zur Ökonomie des Gesamtlebens gehört. Immer hat er gekostet und Opfer verlangt, bevor die Waren da waren."

Der Blick für diese "Ökonomie des Gesamtlebens", der sich im Zusammenhang von Reproduktion und Produktion wiederspiegelt, ist nach ERH im "Zeitalter fieberhafter Arbeit" verlorengegangen. "Wir haben zu unserer Schande vergessen, daß die Arbeitslosigkeit ein Teil des Lebens ist, und das nirgends mehr als in Deutschland." Die Arbeitslosigkeit ist nach ERH die zentrale Herausforderung, der durch den technischen Fortschritt übereilten Neuzeit. Nicht zuletzt deshalb bietet das Arbeitslager den Ansatz, "eine Verlangsamung der gesellschaftlich-industriellen Spezialisierung" wieder einzuüben. Es geht für die Gesellschaft, um "die Wiederentdeckung der Reproduktionssphäre, d.h. das Denken in nicht mehr warenmäßigen Zusammenhängen. Ein Mensch, der in der Produktion überflüssig wird, ist deshalb durchaus nicht überflüssig". Die Arbeitslosen bilden das Mahnmal dieser stets vor Augen zu haltenden Aufgabe.

Ist also die Arbeitslosigkeit ein "Teil des Lebens" und ist der Arbeitslose deshalb nicht "überflüssig", so ist die Folgerung daraus eindeutig: der Arbeitslose kann als erstes "Solidarität" verlangen, "denn wir alle sind an seiner Arbeitslosigkeit mit schuld (...) Er hat Anspruch auf Identität mit uns" und weiterhin gehört "die Mischung des Volks zu seiner Gesundheit". Ein weiterer wesentlicher Aspekt nach Solidarität, Identität und Mischung des Volkes ist nach ERH die Anerkennung des Arbeitslosen als "Mitarbeiter und das, was er eben ist (Angestellter, Arbeiter, Schlosser usw.)".

Alle diese grundsätzlichen Überlegungen ERHs zu Fragen der "Mehraltrigkeit", "Polyphonie", Arbeitsgemeinschaft", "Mitwirkung" und "Heilung der Arbeit" sind für ihn schon seit gut fünfzehn Jahren die zentralen Themen. Die Arbeitslager bilden nun wieder, wie schon die Werkzeitung und die AdA, einen konkreten Ansatzpunkt, um den Nöten der Zeit an der Wurzel ihres Übels entgegentreten zu können. Dabei ist sich ERH auch hier der Größe der Not wohl bewußt und versucht die Pläne der Arbeitslager realistisch einzuschätzen. "Freilich muß man bescheiden sein. Es ist nicht unsere Sache, hier große Pläne zu entwerfen. Sondern wir geben die Antwort auf die erste Not. Wer aber eine Tagesfrage ganz ernst nimmt, ganz konsequent, der kann darauf bauen, daß daraus fruchtbare Wirkungen in unabsehbarer Folge entspringen werden. Also wir tun nur das Nächstliegende."

Aus den obigen Grundsatzüberlegungen nun weiter folgernd hält ERH fest:"*Das Lager ist autonom*, erwachsen" und es lebt "aus der größtmöglichen inneren Öffentlichkeit". Gegenüber dieser Vorstellung bildet der "deutsche Arbeitssoldat im Dienst, der mit dem Spaten stramm steht, ein gedankenloses Bild." Denn das Uniforme ist gerade zu überwinden, und uniform ist die gesamte "moderne Maschinenmenschheit". Das heißt, die ursprünglich militärische Uniformiertheit ist von der industriellen Uniformiertheit überholt worden. Und was dieser fehlt, ist "die Gelegenheit, ihre Allmenschlichkeit, ihre Bauchbarkeit in jeder Lage neu zu erweisen". Und in diese durch die Neuzeit aufgebrochene Lücke, unter der der Mensch am meisten zu leiden hat, hat das Konzept des Arbeitslagers zu treten:"Daher Lager (...) Der Sinn des Lagers ist seine Selbstverwaltung (...) Umstellen, Elastischbleiben heißt die Parole". Und in den Beiträgen zum Schlesischen Volksbildungswerk heißt es:"Grundfrage des Lagers war: unter welchen Voraussetzungen kann in Deutschland eine gesunde Lebensform in der Industriewirtschaft gefunden werden?"[99)]

d) Die Durchführung der "Arbeitslager" oder Stehen im "Kreuz der Wirklichkeit"

Indem nun im Lager drei verschiedene Gesellschaftsgruppen vertreten waren, stand es vor einer doppelten Aufgabe. Zum einen galt es, innerhalb des Lagers in der relativ kurzen Zeit der Lagerdauer mit den Spannungen und Vorurteilen umzugehen, die zwischen und innerhalb dieser Gruppen bestanden. Der normale Alltag bot ja kaum eine solch nahe Begegnung von Arbeitern, Bauern und Studenten. Als bestes Mittel, um vorurteilsfrei miteinander ins Gespräch zu kommen, erwies sich so die körperliche Arbeit:"Es ist nicht zuviel gesagt: Die meisten persönlichen, menschlichen Beziehungen zwischen Arbeiter und Student, zwischen Industrie- und Landarbeiter wurden während der Arbeit geknüpft. Das war der nicht materielle Segen der körperlichen Arbeit."[100)]

Ergänzend dazu dab es jeden Morgen eine halbe Stunde lang eine kleine Vorlesung, die im ersten Lager ERH mit dem Thema "Lebensalter der Wirtschaft" und Adolf Reichwein über "Die Abhängigkeit der deutschen Volkswirtscahft von der Weltwirtschaft" hielten. "Nach diesen Vorträgen fand keine Diskussion statt (...) Die Vorträge mußten durch eigene Arbeit ergänzt und zugleich auf ihre Lebensnähe geprüft werden (...) In den Gruppenbesprechungen wurden alle Einzelfragen aus den eigenen Erfahrungskreisen beantwortet. Wenn Arbeiter, Bauern und Studenten von ihrem und ihrer Angehörigen Leben erzählen, dann berichten sie von dem, was in ihrem Dasein lebendig ist. Tote Bücherweisheit hat da keinen Platz."[101)]

Neben körperlicher Arbeit und geistigem Erfahrungsaustausch blieb auch noch Zeit und Verlangen nach "Musik, Theater und Spiel (...) Gesungen wurde viel und gern, auf dem Wege von und zu der Arbeit, während der Arbeit (...) in kleineren Gruppen wurde ernsthafter an das Singen her-

angegangen. Aus der improvisierten und umgedichteten 'Pyramus und Thisbe'-Szene aus dem Sommernachtstraum von Shakespeare erwies sich die gestaltende Kraft und die Phantasie der Lagerbelegschaft."[102)]

Die Parole "Umstellen, Elastischbleiben" wurde so innerhalb des Lagers beherzt umgesetzt.

Ein anderes war es nun, und dies stellte die zweite Aufgabe der Arbeitslager dar, Kontakt mit der Gesellschaft außerhalb des Lagers zu knüpfen. Dies sollte mit Hilfe sogenannter "Führerbegegnungen" gelingen, die jeweils zur Hälfte der Lagerzeit stattfanden. "Etwa 70 führende Persönlichkeiten Schlesiens besuchten das Lager. Es waren anwesend Großgrundbesitzer, Landwirte, Arbeitervertreter, Unternehmer aus Bergbau und Textilindustrie, Geistliche, Hochschullehrer und Verwaltungsbeamte"[103)]. Diese dauerten drei Tage und nach ERH soll die Verfugung der Generationen das Ziel dieser Begegnung sein. "Das Lager der jungen Mannschaft empfängt die Erfahrungen der älteren Männer und ihr Wissen. Als Gegengabe verjüngt es die alte Mannschaft kraft seines Glaubens und seiner freiwilligen Hingabe"[104)].

In der Zeitschrift "Die Volksgruppe" ist diese Begegnung so umschrieben:"Die Jugend hörte nicht nur zu und urteilte, sie fand den Weg zu ganz bestimmten Forderungen. Die Erwachsenen, die mitten unter der Jugend bei Vortrag, Mahlzeit und Freizeit waren, mußten so wirkliche Maßstäbe für die Berechtigung unserer Forderungen finden."[105)]

Für Wittig stellt diese Begegnung ein neueingesetztes "Fest" dar:"Sie begann nicht bloß an einem Sonntag, sondern sie war ein Sonntag. Sie unterschied sich von allen anderen Festen dadurch, daß die anderen auf Herkommen und Sitte beruhen und den Mächten der Vergangenheit angehören,

sie aber ein Erstfest war, das sich nach der Zukunft dehnt. Sie mußte erst zum Fest werden. Und sie wurde es!"[106)]

Und Wittig erkennt in dem neuartigen Geschehen und Versuch, durch Mitwirkung Friedensarbeit in der Gesellschaft zu leisten, noch mehr. Er sieht jene Forderung ERHs in Erfüllung gehen, die dieser mit "Heilung der Arbeit" "jenseits des Kirchenjahres" bezeichnet hatte (vgl. d. vorl. arb. S. 127), und zeichnet nun selber in kühnen Zügen die Konsequenzen einer radikal verstandenen Botschaft des Christentums für das 20. Jahrhundert auf. Unter der Kapitelüberschrift "Das Kreuz" geht er auf die Bedeutung der "Führerbegegnung" ein:"Das Jugendlager gekreuzt mit der Begegnung der Älteren! Früher machte man vor Beginn großer Werke, vor Arbeit und Krieg, segnend das Zeichen des Kreuzes. Die Zeiten, da sich die gläubigen Kräfte in Zeichen offenbarten, sind vorüber; jetzt lassen sie die Zeichen, jetzt wird das Kreuz nicht über das Werk gezeichnet; jetzt zeigt sich das Werk selber als Kreuz; jetzt sagt man nicht zum Kreuzzeichen Amen, sondern zum Kreuze selbst. Jugendlager und Führerbegegnung schnitten sich wie Kreuzesbalken (...) Die Wirklichkeit des Kreuzes hat das Wort vom Kreuze überwunden. Nun ist nicht mehr Zeit, vom Kreuze zu reden, sondern das wirkliche Kreuz zu sehen und anzuerkennen, an ihm zu leiden, an ihm entblößt zu werden und an ihm zu vollbringen, was vollbracht werden muß (...) Das Lager selber machte kein Kreuz; es stand im Kreuze. Das Lager sprach nicht von Gott; es war selbst die Sprache, schöpferische und erlösende Tat Gottes."[107)]

Wir spüren die Aufgeregtheit Wittigs in diesen Aussagen, die durch das vierfach eingesetzte "jetzt", den Anbruch, wenn auch noch nicht den Durchbruch, einer Zeit sehen wollen, in der die neu herauskristallisierte Größe der Menschheit, die "Gesellschaft", sich nach "Kirche" und "Staat" auf den Weg begibt, im lebendigen Gespräch sich

zusammenfinden. In den Arbeitslagern sah er wohl in Ansätzen, daß das "geschlossene Visier", das er als Hauptmerkmal der Zeit gesehen hatte (vgl. d. vorl. Arb. S. 54), sich langsam wieder öffnen, sah, daß "Überraschung, Himmelaufreißen und seliges Staunen" inmitten der Gesellschaft wieder möglich waren.

Am Ende dieses Kapitels und nun auch am Ende der gesamten vorliegenden Arbeit, sollen noch zwei Aussagen von ERH über die Arbeitslager zitiert werden, die die Beharrlichkeit in der "Schau" dieses "Sprechdenkers"[108], als den er sich selber bezeichnet hat, noch einmal bestätigen, der Schau nämlich einer friedensstiftenden "Gesellschaft".

Beide Aussagen sind Rückblicke. Die erste stammt noch aus seiner Rede an die Lagergäste und sind die letzten Sätze dieser Rede. Sie können sowohl als Rückblick auf den neuen, experimentell beschrittenen Weg "jenseits des Kirchenjahres" aber ihn doch fortsetzend gesehen werden und gleichzeitig als Aufruf und Aufmunterung, diesen Weg in aller Offenheit, gespeist mit den gemachten Erfahrungen, geduldig und mutig weiterzugehen: "Lassen wir jedes Arbeitslager einen Paragraphen sein in der neuen Ordnung der Dinge. Sobald es einmal tausend solcher Paragraphen geworden sind, dann wird es Zeit sein, über Gesetze zu reden. Denn dann erfüllt das Gesetz seinen Zweck, wenn es nur ausspricht, was jahrelange Hingabe, bewährte Lehre, lohnloser Einsatz als notwendig bereits erwiesen haben. Heut geht es erst einmal um den Mut im Alltag. Wozu aber ein Volk den Mut hat, dazu findet es auch die Mittel."[109]

Die zweite Aussage stammt aus seinen autobiographischen Fragmenten von 1967. Aus ihr wird ersichtlich, wie lieb ihm die drei Arbeitslager ans Herz gewachsen waren, er sieht in ihnen, wie Wittig, punktuell erfüllt, was er 1916 an Franz Rosenzweig geschrieben hatte, "Das Wort ward

Fleisch" - an dem Satz hängt ja wohl alles", und "Die Dreieinigkeit (...) hält ihren Triumph über die Dialektik. Natur, Geist, Seele drei Reiche sind auf Erden."(vgl. d. vorl. Arb. S. 10 und 12).

Sie lautet:"Indem die Lager einen Wechsel zwischen Leib, Seele, Geist achten lehrten, machten sie das Geheimnis, wie das Wort Fleisch wird, wieder offenkundig. Und deshalb sind sie dem Wort zugeordnete Institution der Erneuerung. Sie sind der Feiertag eines Menschengeschlechtes, das sowohl den Sabbat wie den Sonntag, die Kirchenfeste und die Volksfeste im Anprall der Maschine verlernt hat und das sich doch wieder vor seinem Schöpfer ebenbildlich darstellen und begeistert niederwerfen muß." AAD

SCHLUSS oder "Mission, zu deutsch wirksame Weitergabe der Frohbotschaft in den der Zeit entsprechenden Formen"?

Der gemeinsame Weg der Freundschaft Wittigs und Rosenstock-Huessys, der Gang durch die Weimerar Republik, endet äußerlich gesehen mit dem Jahr 1933, als die Familie Rosenstock-Huessy beschließt, in die USA auszuwandern, da die politische Katastrophe bereits deutlich zu sehen war. Nach dem Machtantritt Hitlers erhebt ERH in der juristischen Fakultät in Breslau noch einmal seine warnende Stimme. Er schlägt "seinen Kollegen vor, alle juristischen Fakultäten in Deutschland dazu aufzurufen, die Arbeit niederzulegen. 'denn wo kein Recht mehr ist, kann auch kein Recht mehr gelehrt werden.' Die Kollegen lachen ihn jedoch herzlich aus! Daraufhin steht Rosenstock-Huessy auf und spricht die gedenkwürdigen Worte:'Meine Herren, wir sehen uns nie wieder!'"[1)]

Bereits lange Jahre vor Hitlers Machtantritt hatte er, wie wir gesehen haben, die Gefahren des "Führertums" scharf umrissen. Was er 1923 in Ernst Michels "Zeitbuch" geschrieben hatte, sollte nun erneut Wirklichkeit werden:!Aus Volk wird Herde, aus Menschen Masse, aus lebendigen Seelen ein entseeltes Fellachentum und die Puppe des Monarchen (...) Das große Glück der Völker, daß sie Führer haben, wird so jedesmal ihr großes Unglück. Der Richter des Volkes wird nun sein Henker, der Freie wird Knecht."(vgl. d. vorl. Arb. S. 71).

Und was er im "Lehrer oder Führer?"-Aufsatz von 1926 über Mussolini aussagte, traf nun exakt auf Hitler zu:"Wenn Mussolini den beredten Mund auftut, so ist die Hauptsache

die Wirkung, daß er redet wie *kein* anderer."(vgl. d. vorl. Arb. S.112).

Hatte F.Ch. Rang bereits 1920 die Gefahr des Baus und des Einsatzes der "Atombombe" gesehen, so hat ERH die Gefahren des Führergedankens gesehen und benannt und sogar "Hitler erwartet". "Von 1918 an hatte ich selber Hitler erwartet, also noch bevor er selber um sich wußte. Als das objektiv enteignende Jahrzehnt kam, konnte ich daher schwarz auf weiß bei mir selber meine Zukunft nachlesen."[2)]

Am 1. Februar 1933 schreibt er an einen Freund in Amerika: "Mein Lieber, Deutschland hat vierhundert Jahre Hochschule und Staat ausgespien. Ich will weg, kannst Du mir helfen?" Ebenso im Februar ging er ins Kultusministerium nach Berlin, um sich beurlauben zu lassen, um weiterhin als Gastprofessor in den USA Geld zu erhalten. ERH schildert diesen Gang ins Ministerium selber:"Ich fand, daß sich die neuen Machthaber sehr unsicher fühlten (...) Ich trat vor sie und sagte:'Sie können mich vernichten oder Sie können mir helfen, drüben ein neues Leben anzufangen. Wie wollen Sie entscheiden?" Worauf der Referent sagte:'Wir wollen Ihnen lieber helfen, eine neue Existenz aufzubauen. Ich werde Ihnen wenigstens einen kleinen Teil Ihres Gehaltes nach Amerika überweisen.' Das hat er auch ein Jahr lang brav getan. (...) Ich bin bis 1941, bis Pearl Harbour, jedes Jahr beurlaubt worden."

Es ist interessant, daß ERH noch während des Krieges bereits einen "neuen letzten Hitler" prophezeit, was er wie folgt begründet:"War einmal der Klerus der Gebete durch den Mathematik-Klerus verdrängt, war Hitlers Triumph unvermeidlich. Jedesmal, wenn die Dinge ähnlich liegen, wird das gleiche passieren und 2010 blüht uns ein neuer letzter Hitler, wegen des Monopols der Physiker und Mathematiker in deutschen Landen."[5)]

Im Jahre 1958 wurde ERH von Walter Hammer "Erzgroßvater des Kreisauer Kreises genannt"[6]. ERH selber schreibt darüber:"Man hat mir zu meinem siebzigsten Geburtstag kein schöneres Kompliment machen können (...)."[7] Ger van Roon bezeichnete die "Löwenberger Arbeitsgemeinschaft als eine Art 'Vorphase' der späteren Kreisauer Arbeit. In den Gesprächen während der Zeit des Dritten Reiches wurde auch manchmal auf die damals gesammelten Erfahrungen zurückgegriffen. Der später von der Gestapo für diese Widerstandsgruppe gewählte Name 'Kreisauer Kreis' hätte also eine doppelte Berechtigung."[8]

Und auch ERH sieht den "Kreisauer Kreis" als "Frucht" der Arbeitslager. "Der Kreisauer Kreis von 1940 bis 1945 ist die schönste Frucht der Arbeitslager. Helmuth James Moltke und Horst von Einsiedel wären ohne sie der Nazizeit nicht vorausgewesen. Es ist die Leistung des Kreisauer Kreises, daß er das Intermezzo Hitlers als Intermezzo begriff."[9]

Es ist äußerst beeindruckend, wie man die Lebenshaltung Rosenstock-Huessys vom Jahre 1916 an, als er in dem noch andauernden Ersten Weltkrieg bereits Konsequenzen zog, nämlich "dienen" zu wollen, bis hin zu seinem Tode 1973 in Norwich, Vermont, U.S.A. ohne Unterbrechung verfolgen kann. Eines seiner letzten Bücher trägt den Titel "Dienst auf dem Planeten, Kurzweil und Langeweile im Dritten Jahrtausend", in dessen Vorrede er voraussetzt, "daß der Leser bei dieser Gelegenheit seiner eigenen Jahrtausende alten Bestimmung innewerden will (...)" und in der er ausdrücklich betont:"Für uns ist eine gemeinsame Bestimmung aller Menschenkinder entdeckt worden (...)"[10].

Beeindruckend ist diese Lebenshaltung deshalb, weil einem in ihr eine fast übermenschilche und dadurch betroffen machende Anstrengung eines Menschen entgegentritt, der keinen Zoll von der in der äußersten Not geborenen Ein-

sicht abgewichen ist, der Einsicht nämlich, durch Sprechen Frieden zu stiften. Unermüdlich, in immer neuen Ansätzen, versuchte er Keime einer "Sprache der Liebe" in die von Sprachlosigkeit bedrohte und in viele Splitter zerteilte Nachkriegsgesellschaft einzupflanzen. Sein großes Ziel galt einer neuen Ordnung der Gesellschaft, galt der "Heiligung der Arbeit", galt der Einführung eines "neuen Feiertages für das Menschengeschlecht", als der dringlichsten Aufgabe der Neuzeit.

Oft war er einsam auf diesem langen Wege, oft aber reichten ihm Freunde die Hände, diesen Weg ein Stück gemeinsam zu gehen. Mit Rosenzweig, Wittig, Michel, W. Picht, Moltke u.v.a. konnte er so "öffentlich Duett"[11] singen. Immer wieder betonte er die aus dem Sprechdenken resultierende existentielle Bedeutung seiner Freundschaften und seiner Ehe. "Meine Freunde, genau wie meine Frau, dienen mir nämlich nicht wegen sondern trotz meiner Systeme. Nie können sie von meinem System eingewältigt werden. Sie leben ja mit mir."[12]

Wittig erwähnt nicht umsonst immer wieder, daß ihm Rosenstock als ein Mensch begegnet sei, der die seltene Fähigkeit besaß, zu "schauen". Sein Buch "Höregott" stellt er in den "Dienst" seines Freundes und er benennt dabei äußerst präzise, was ihm an seinem Freund so lieb geworden war:"(...) es soll ganz in den demütigen Dienst meines Freundes treten, nicht des Geistes Eugen Rosenstock, sondern seines schauenden Auges und seines glaubenden Herzens."[13]

Man darf sich in der Tat wundern, warum diese beiden "Sprechdenker" bis heute in Deutschalnd mehr oder weniger verschwiegen wurden. Denn auch Wittig und seine Schriften sind seit seiner Exkommunikation 1926 merkwürdig abseits stehen geblieben. Und soch stellten wir auch bei ihm ein beeindruckendes Durchhaltevermögen seiner geisti-

gen Haltung fest, die sich weit vor seiner Exkommunikation in seiner erzählenden Haltung herauszukristallisieren begann, die erst im Trio mit Buber und von Weizsäcker und dann im Duo mit Rosenstock-Huessy als Ausdruck einer "Sprache des Glaubens" sich in "gesunden Seelentönen" weiter öffenlich kundtat.

Um diese "Sprache des Glaubens" war es ihm so ernst, daß er 1933 beschließt, "nichts mehr zu schreiben, bis Hitler dem deutschen Volke auch die Freiheit des offenen Wortes bringt."[14] Zwei Monate nach dem Machtantritt Hitlers findet bei ihm eine Hausdurchsuchung statt, "drei Mann, schwer bewaffnet. Die Leute zeigten mit dem Finger nach mir; der Teufel grinste mich höhnisch an aus der Fratze eines Nachbarn"[15]. Bereits ein Jahr zuvor beschreibt er ebenfalls in einem Brief seinen besorgten Eindruck vom politischen Zustand Deutschlands:"Es ist mir sehr bange um Deutschland, um sein ärmstes Volk (...) und ich habe den Eindruck, daß wir um 100 Jahre zurückgeworfen sind in der Entwicklung zu sozialer Gerechtigkeit und geistiger Freiheit."[16]

Wittig schreibt in der Folgezeit nur noch wenige kleine Aufsätze und unternimmt eine Reihe von Vortragsreisen. Die Hochzeit seines vom "Geiste Getroffenen" Sprachschoßes war aber vorüber, zumindest was seine Buchveröffentlichungen betraf. Zwischen 1925 und 1930 erreichte dieser Sprachschoß seine stärkste Austriebskraft. Aufsätze als Mitherausgeber in der "Kreatur", "Das Alter der Kirche" mit ERH und eine sechsbändige Gesamtausgabe spuckte er förmlich in diesem Jahrfünft aus.

Erst 1950, ein Jahr nach seinem Tode, erscheint ein letztes Buch von ihm, das den Titel "Roman mit Gott" trägt. Im Vorwort heißt es über Aufbau und Charakter des Buches: "So beginnt dies Büchlein mit einem den Atem verhaltenden

Kampf gegen den falschen Gott, der auch den Frommen noch als der richtige Gott gepredigt wird. Darum wirkt die erste Hälfte des Buches mehr anstößig. In der zweiten Hälfte öffnet sich das gütige Auge des Vaters im Himmel, des Geliebten unserer Seele, der auch mir zuletzt den Frieden gab (...) So ist das Büchlein ein Tagebuch geworden; jede Seite müßte ein Tagesdatum tragen. Aber alle Tage waren durchstürmt von der Frage nach Gott."[17)]

Wir erkennen in diesen wenigen Sätzen immer noch Wittigs Ringen um eine "richtige Theologie" oder einen "richtigen Gott" und dies auch nachdem er 1946 wieder in die Kirche aufgenommen worden war. Oder vielleicht sollte man eher sagen, gerade deshalb, weil er nun umgekehrt wieder von "außen" in das "Innen" geladen wurde, war er mit am besten geeignet, einer unter dem scholastischen Gottesbegriff scheinbar chronisch leidenden Theologie, ein Beispiel gelebten Glaubens vor Augen zu führen.

1949, im Todesjahr Wittigs, verfaßte ERH einen Aufsatz als "Ein Dank an Joseph Wittig". Der Titel lautet:"Liturgisches Denken in zwei Kapitel"[18)]. Im ersten Kapitel weist er sprachgeschichtlich nach, wie "die edlen liturgischen Ausdrücke (...) Person-Natur-Zeit-Experiment-Individuum (...) auf den Müllhaufen der physikalischen Welt herabgesunken"[19)] sind. Die Herausforderung, die sich daraus ergibt ist, "wie die Liturgie Leitfaden werden kann ähnlich dem Faden der Ariadne, der aus dem modernen Labyrinth hinausführt und das menschliche Geschlecht wieder zum Tempel des lebendigen Gottes macht"[20)].

Im zweiten Kapitel "O Kreatur des Menschen" bezieht er sich dann auf den wichtigen Aufsatz Wittigs "Aus meiner letzten Schulklasse" von 1927 und zitiert die von Wittig übersetzten Segenssprüche zu Salz und Wasser:"Ich beschwöre dich, du Kreatur des Salzes (...)" (vgl. d. vorl. Arb. S. 107) und Wittigs dazu verfaßte Kommentare.

ERH kommentiert nun Wittigs Worte zwanzig Jahre später, im Sinne einer Danksagung:"'Du, unsere erste liturgische Figur, obgleich sie die zweite Person in der Grammatik genannt wird, ist keineswegs auf uns Menschen allein beschränkt. Kreaturen nämlich, die nie 'ich' oder 'wir' erreichen können, mögen doch wohl die erste Phase des liturgischen Lebens, die Phase des 'Du' erreichen. Auch wir müssen immer unser ganzes Leben hindurch in dieser Phase bleiben. Selbst die ganze Kirche muß Gottes Geschöpf bleiben. 'Creatura hominis' heißt 'O du noch zu schaffendes Menschenskind'. Mag es auch seltsam klingen, es gibt keine Erlösung, es sei denn, wir treten in die Schöpfung zurück. Der denkende Mensch wird nur erlöst, indem er als Kreatur Gott dankt. Der im Jahre 1949 vorstorbene Joseph Wittig lehrte mich dies."[21)]

ERH und Joseph Wittig waren beides "liturgische Denker", indem sie ein Leben lang in der "Phase des 'Du'" geblieben sind und das "Gesundheitsprinzip der Seele" ernst genommen haben, das lautet:"Wir müssen vernommen und gehorcht haben, bevor wir denken und gebieten können"[22)], bevor also die anderen Phasen des liturgischen Lebens "Ich-Wir-Es" erreicht und durchwandelt werden können.

Sie waren beides aber auch "Übersetzer". Zu übersetzen galt es nämlich die "Frohbotschaft" und das ist das entscheidende, "in den der Zeit entsprechenden Formen". Oder wie ERH schon 1916 formulierte: "So ist heut die ungeheure Spannung, ob das Übersetzen des Christentums und dafür Christi Namen bis in das letzte Atom des vierten Standes hinein gelingt (...) Heut gilt es, Christentum den einzelnen, abgelösten Individuen zu übersetzen" (vgl. d. vorl. Arb. S. 22). zum "Übersetzen" bedarf es aber des Mutes. "Der Mut, fremder Dinge Ursprung anzueignen, zu ihm hin "über zu setzen", ist der Mut, auf den es ankommt"[23)].

Nichts weniger als die Praktizierung der Regel "ama quia durissimum est, dort zu lieben, wo es am schwersten ist, weil es nur dort lohnt, zu säen und Fuß zu fassen"[24] und ein hohes Maß an "Selbstvergessenheit", "Freiwilligkeit", "Anonymität" und "zäher Geistarbeit" haben Eugen Rosenstock-Huessy und Joseph Wittig aufgebracht, dieser Übersetzungsaufgabe, "Christi Namen" in die neue Ordnung der Gesellschaft zu übersetzen, gerecht zu werden.

Dieser mutige Einsatz aber ließ sie im Stück "Die Zeitgenossenschaft Jesu" zu echten "Zeitgenossen Jesu" werden, denn:
"Zeitgenossen Jesu zu sein, bedeutet eine gesunde Entziehungskurvon allen christlichen Vokabeln, die bloße Vokabeln geworden sind, aber eine ungeheure Hochspannung des lebendigen und wirksamen Wortgebrauchs. Die Zeitgenossenschaft Jesu schließt auch ein, daß die geschichtliche Zeit von damals bis heute mit ihren Kräften, Dogmen, Konfessionen nicht aus mißverstandenem johanneischem Liebeskircheneifer ins Meer des Nichts gestürzt wird, sondern bestehen bleibt. Denn nur diesem Ablauf verdanken wir ja die dramatische Zuspitzung, allesamt als Zeitgenossen Jesu heute und immer agieren zu müssen."[25]

ANMERKUNGEN

Einleitung:

(1) Wittig, Joseph/Rosenstock-Huessy, Eugen: Das Alter der Kirche, Berlin 1927, S. IX.

(2) Rosenstock, Eugen: Protestantismus und Seelenführung, in: Tillich, Paul, Kairos, Darmstadt 1929, S. 245 f.

I. Teil:

(1) Rosenstock-Huessy, Eugen: Mitteilungen der Eugen-Rosenstock-Huessy Gesellschaft, 18. Folge, Mai 1973, S. 5 (ERH schrieb diee 1960).

(2) Ders.: Ja und Nein, Autobiographische Fragmente, Heidelberg 1968, S. 61.

(3) Ebd., S. 62.

(4) Ebd., S. 67.

(5) Ebd., S. 63.

(6) Ebd., S. 70.

(7) Ebd., S. 74.

(8) Ebd., S. 67.

(9) Mitteilungen der Eugen Rosenstock-Huessy Gesellschaft, 11. Folge, Dezember 1969, S. 10.

(10) Rosenzweig, Franz: Briefe, Berlin 1935, S. 71.

(11) Folgende Zitate sind dem Briefband Rosenzweigs entnommen, in dem 1935 erstmals der Briefwechsel von 1916 zwischen Rosenstock und Rosenzweig vollständig veröffentlicht worden ist, a.a.O., S. 663.

(12) Ebd., S. 676.

(13) Rosenzweig, Franz:Kleinere Schriften, Berlin 1937, S. 187.

(14) Briefe, S. 677.

(15) Ebd.

(16) Ebd., S. 678.

(17) Ebd., S. 676.

(18) Ebd., S. 684.

(19) Briefe, S. 684.

(20) Rosenstock-Huessy, Eugen/Wittig, Joseph: Das Alter der Kirche, Band 3, Berlin 1927/28, S. 110.

(21) Briefe, S. 642.

(22) Ebd.

(23) Vgl. hierzu: Rosenstock-Huessy, Eugen: Soziologie, Erster Band, 2. Aufl., Berlin und Leipzig 1925, S. 57 f.

(24) Briefe, S. 698.

(25) Ebd., S. 683.

(26) Mitteilungen der ERH-Gesellschaft, 11. Folge, Dez. 1962, S. 12.

(27) Briefe, Neuausgabe im Nijhoff-Verlag, 1986, S. 681.

(28) Vgl. hierzu den Katalog "Juden in Kassel 1808-1933", Eine Dokumentation anläßlich des 100. Geburtstages von Franz Rosenzweig, Kassel 1986, S. 266 ff.

(29) Rosenstock-Huessy, Eugen: Die Sprache des Menschengeschlechts, Bd. 1, Heidelberg 1963, S. 752.

(30) Ebd., S. 753.

(31) Ebd., S. 757.

(32) Ebd., S. 754.

(33) Ebd.

(34) Ebd.

(35) Ebd., S. 765.

(36) Ebd., S. 755.

(37) Ebd., S. 756.

(38) Ebd., S. 761

(39) Ebd., S. 763.

(40) Ebd., S. 386.

(41) Ebd., S. 762.

(42) Ebd., S. 765.

(43) Ebd., S. 766.

(44) Vgl. hierzu die Hymne Hölderlins "Wie wenn am Feiertag ...", in der genau diese Spannung von metaphysischer Passivität und dichterischer Aktivität aufgegriffen ist. Die Hymne blieb unvollendet, Hölderlin hat aber die Problematik des "Zu-früh-reden-wollens" des Dichters, in dem Gedicht "Hälfte des Lebens" fortgeführt und diesmal auch zu Ende geführt. Hölderlin-Ausgabe s. Literaturverzeichnis.

(45) ERH, a.a.O., S. 737.

(46) Ebd., S. 786.

(47) Ebd.

(48) Ebd., S. 787.

(49) Ebd., S. 783.

(50) Ebd., S. 782.

(51) Ebd., S. 766.

(52) Ebd., S. 794.

(53) Ebd.

(54) Ebd., S. 764.

(55) Ebd., S. 794.

(56) Ebd., S. 795.

(57) Ebd., S. 794.

(58) Ebd., S. 790.

(59) Ebd., S. 763.

(60) Ebd., S. 795.

(61) Ebd., S. 796.

(62) Ebd., S. 807.

(63) Rosenzweig: Briefe, a.a.O., S. 699.

(64) ERH: Angewandte Seelenkunde, a.a.O., S. 789.

(65) Mitteilungen der ERH-Gesellschaft, 18. Folge, 1979, S. 6.

(66) ERH: Ja und Nein, a.a.O., S. 76.

(67) ERH: Hochzeit des Krieges und der Revolution, S. 262.

(68) Ebd.

(69) ERH/Picht, Werner: Im Kampf um die Erwachsenenbildung, Leipzig 1926, S. 42-45 und S. 89 ff.

(70) Ebd., S. 73.

(71) ERH: Hochzeit des Krieges ..., a.a.O., S. 269.

(72) Ebd., S. 265.

(73) Ebd., S. 267.

(74) Ebd., S. 261.

(75) Ebd., S. 267.

(76) Ebd., S. 262.

(77) Michel, Ernst, in: Handwörterbuch des Deutschen Volksbildungswesens, 1932, S. 20.

(78) ERH/Picht, a.a.O., S. 138.

(79) ERH/Picht, a.a.O., S. 138.

(80) Ebd.

(81) Ebd.

(82) Ebd., S. 146.

(83) Ebd.

(84) Ebd., S. 95.

(85) Ebd., S. 145.

(86) Ebd.

(87) Ebd., S. 94.

(88) Ebd.

(89) Ebd., S. 95.

(90) Ebd., S. 145.

(91) Ebd., S. 142.

(92) Ebd., S. 140.

(93) Ebd., S. 138.

(94) Ebd., S. 132.

(95) Ebd., S. 147.

(96) Ebd., S. 132.

(97) Ebd.

(98) Folgende Zitate stammen aus dem vierseitigen Rundschreiben Rosenstock-Huessys: An die Mitarbeiter der Akademie der Arbeit von 1922. Der Verfasser stieß im ERH-Archiv auf dieses Dokument.

(99) Mitteilungen der ERH-Gesellschaft, 17. folge, 1972, S. 12.

(100) Ebd.

(101) Michel, Ernst, in: "Die Kreatur", Jg. 1, Heft 3, 1927, S. 437 ff.

(102) Ballerstedt, Rudolf, in: Eugen Rosenstock-Huessy: Das Geheimnis der Universität, Stuttgart 1958, S. 301.

II. Teil:

(1) Foerster, Heinrich: Lebensbild, in: Joseph Wittig, sein Leben, Wesen und Wirken, hrsg. v. Ludwig Wolf, Habelschwerdt 1925, S. 15.

(2) Wittig, Joseph: Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo, Gotha 1928, S. 194.

(3) Wittig, Joseph: Höregott, Gotha 1929, S. 232.

(4) Ebd., S. 243.

(5) Ebd., S. 251.

(6) Foerster, Heinrich, a.a.O., S. 39.

(7) Hönig, Johannes, in: Joseph Wittig, sein Leben, Wesen und Wirken, a.a.O., S. 168.

(8) Abgedruckt in: Wittig, Joseph: Herrgottswissen von Wegrain und Straße. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen, Freiburg i.Br. 1922, S. 86-93. Die folgenden Zitate sind hieraus entnommen.

(9) Wittig, Joseph: Herrgottswissen, a.a.O., S. 14-26. Folgende Zitate sind hieraus entnommen.

(10) Hönig, a.a.O., S. 172.

(11) Wittig, Herrgottswissen, a.a.O., S. 85.

(12) Ebd., S. 33.

(13) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 41.

(14) Wittig, Herrgottswissen, a.a.O., S. 39.

(15) Ebd., S. 35.

(16) Wittig, Joseph: Die Kirche im Waldwinkel und andere Geschichten vom Glauben und vom Reich Gottes, München 1925, S. 289.

(17) Ebd., S. 286.

(18) Ebd.

(19) Wittig, Joseph/Rosenstock-Huessy, Eugen: Das Alter der Kirche, a.a.O., S. 237 (darin der Aufsatz "Aedificabo ecclesiam, der von 1921 stammt).

(20) Wittig, Herrgottswissen, a.a.O., S. 45.

(21) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 950.

(22) Wittig, Kirche im Waldwinkel, a.a.O., S. 272.

(23) Ebd., S. 267.

(24) Ebd., S. 107 f.

(25) Rosenzweig, Briefe, a.a.O., S. 597.

(26) Wittig, Herrgottswissen, a.a.O., S. 219.

(27) Ebd.

(28) Wittig, Die Kirche im Waldwinkel, a.a.O., S. 267.

(29) Ebd.

(30) Wittig, Joseph: Aussichten und Wege, Gotha 1930, S. 137-139.

(31) Ebd., S. 139.

(32) Ebd., S. 140 f.

(33) Wittig, Kirche im Waldwinkel, a.a.O., S. 267.

(34) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 299, "Eine Leben-Jesu-Fälschung", 1922 geschrieben.

(35) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 366.

(36) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 298.

(37) Ebd., S. 339.

(38) Ebd., S. 279-298, Zitate werden hieraus entnommen.

(39) Wittig, Joseph: Das allgemeine Priestertum, in: Ernst Michel (Hrsg.): Kirche und Wirklichkeit. Ein katholisches Zeitbuch, Jena 1932, S. 43.

(40) Michel, Kirche und Wirklichkeit, a.a.O., S. 189-211.

(41) Ebd., S. 203.

(42) Ebd., S. 207 f.

(43) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 279.

(44) Wittig, Kirche im Waldwinkel, a.a.O., S. 129.

(45) Wittig, Joseph, in: Meine Erlösung in Buße, Kampf und Wehr, Habelschwerdt 1925, S. 14-36. Alle Zitate sind hieraus entnommen, die beiden letzten stammen von S. 69.

(46) Vgl. hierzu: Wittig, Joseph: Die Erlösten, Text und Dokumentation, hrsg. von Karl-Peter Clusmann und Norbert Keller, Herdecke 1980, S. 27-47.

(47) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 281.

(48) Wittig, Die Erlösten, a.a.O., S. 28.

(49) Ebd., (Wittig in einem Brief an Domprobst Nikel v. 8.6.1922).

(50) Haunhorst, Benno: Dieser unser menschennaher Gott, in: Orientierung 51, 1987, S. 20-24.

(51) Federer, Heinrich, in: Joseph Wittig, sein Leben, Wesen und Wirken, a.a.O., S. 225.

(52) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 283.

III. Teil:

(1) Michel, Ernst: Kirche und Wirklichkeit, Jena 1923, Vorwort, S. VII.

(2) Ebd., S. V.

(3) Die folgenden Zitate stammen aus dem genannten Aufsatz, erschienen in: Michel, Kirche und Wirklichkeit, a.a.O., S. 241-266.

(4) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 107.

(5) Ebd.

(6) In: Michel, Kirche und Wirklichkeit, a.a.O., S. 239.

(7) Ebd., S. 20.

(8) Wittig, Die Erlösten, a.a.O., S. 101.

(9) Vgl. hierzu, Wittig/ERH, Alter der Kirche, Bd. 3, S. 23-50.

(10) Wittig, Leben Jesu, a.a.O.,S. VII.

(11) Ebd.

(12) Ebd.

(13) Wittig/ERH, Alter der Kirche, Bd. 3, S. 24.

(14) Ebd., S. 29.

(15) Vgl. hierzu Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 80-85.

(16) Ebd., S. 89 und 140.

(17) Dies hat der Verfasser aus einer kurzen, nicht für eine Veröffentlichung geschriebene Biographie über Rosenstock-Huessy erfahren, in die von Rosenstock-Huessy überlieferte persönilche Aussagen eingegangen sind. Das Zitat wurde hieraus entnommen. Lise van der Molen stellte diese aus Anlaß des 100. Geburtstags von ERH zusammen.

(18) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., Bd. 3 S. 142.

(19) Rosenstock-Huessy, Eugen: Religio depopulata, in: Alter der Kirche, Bd. 3, S. 103-133. Alle Zitate folgen hieraus.

(20) Rosenstock-Huessy, Eugen: Die Raumordnung der Kirche oder Kirche und Gesellschaft, in: Wilhelm Zoellner, Festschrift zum 70. Geburtstag, S. 170 ff.

(21) Wittig, Kirche im Waldwinkel, a.a.O., S. 116.

(22) Das Zitat ist entnommen aus der Dokumentation von Clusmann und Keller, a.a.O., S. 35.

(23) Dieses Zitat stammt aus der schon erwähnten, nicht veröffentlichten Kurzbiographie.

(24) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 70.

(25) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 333.

(26) Ebd.

(27) Ebd.

(28) Zitiert nach Johannes Hönig:"Joseph Wittig, der Dichter", a.a.O., S. 164.

(29) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 381.

(30) Ebd., S. 30.

(31) Ebd., S. 31.

(32) Wittig, Joseph: Aus meiner letzten Schulklasse, in: "Die Kreatur", Jg. 2, Heft 1, S. 14.

(33) Benjamin, Walter: Briefe, Frankfurt a.M. 1978, S. 447.

(34) Buber, Martin: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Bd. 2: 1918-1938, S. 231.

(35) Ebd., S. 233.

(36) Ebd., S. 247.

(37) "Die Kreatur", Jg. III, Heft 4, S. 424.

(38) Als weitere Information sei verwiesen auf den Briefwechsel von Florens Christian Rang mit Hugo von Hofmannsthal von 1905-1924, abgedruckt in: Die Neue Rundschau, 70. Jg. 1959, S. 402-453. Adalbert Rang hat im Anhang einen Beitrag über Leben und Werk von Florens Christian Rang verfaßt. Ebenso hat Adalbert Rang zum 100. Geburtstag von F.Ch. Rang in der FAZ vom 28.1.1964 einen Artikel geschrieben mit der Überschrift:"Geist, der politische Konsequenzen hat". Weiterhin verfaßte Bernhard Rang zu dem Spätwerk von F.Ch. Rang, "Shakespeare, der Christ. Eine Deutung der Sonnette", Heidelberg 1954, ein Nachwort.

(39) "Die Neue Rundschau", a.a.O., S. 451.

(40) "Die Kreatur", Jg. I, Heft 1, S. 133.

(41) Ebd., S. 131.

(42) Ebd., S. 134.

(43) Buber, Briefe, a.a.O., S. 132 f.

(44) Vgl. Anm. 38.

(45) "Die Kreatur", Jg. III, Heft 1, 1929, S. 98.

(46) Buber, Briefe, a.a.O., S. 224 f.

(47) Vgl. hierzu den Katalog "Juden in Kassel", a.a.O., S. 263 ff.

(48) Buber, Briefe, a.a.O., S. 229 f.

(49) Ebd., S. 249 f.

(50) Dies ist ersichtlich aus einer Bemerkung Bubers in der Festschrift zu Margarete Susmanns 90. Geburtstag, Darmstadt 1964, S. 280 f. Dort schreibt er über "Die Kreatur": "Der (von mir verfaßte) Vorspruch lautet ..."

(51) Das Vorwort ist abgedruckt in dem ersten Heft von 1926 und ist im Anhang dieser Arbeit in Fotokopie beigeheftet.

(52) "Die Kreatur", Jg. II, Heft 1, S. 16.

(53) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 112 f.

(54) Ebd., S. 114.

(55) Ebd., S. 12.

(56) Ebd., S. 16.

(57) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 294.

(58) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 113.

(59) Ebd., S. 22.

(60) Ebd., S. 23.

(61) Ebd., S. 22.

(62) "Die Kreatur", Jg. III, Heft 4, S. 329, oder in: "Aussichten und Wege", S. 265.

(63) Ebd., S. 323.

(64) ERH, Soziologie Band II, S. 123.

(65) Ebd., S. 56 ff.

(66) Michel, Christoph: Die Kreatur, in: "Die Tribüne", 25. Jg., Heft 59, 1976, S. 7078-7093.

(67) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 109 ff.

(68) Rosenzweig, Briefe, Neuausgabe, a.a.O., S. 114.

(69) Buber, Briefe, a.a.O., S. 285 f.

(70) Heinrich, Klaus: Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen, Frankfurt a.M. 1964, S. 43.

(71) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 381.

(72) Das Vorwort befindet sich in Fotokopie im Anhang dieser Arbeit. Die einzelnen Zitate daraus werden nicht extra angegeben.

(73) ERH, Soziologie Band I, 2. Aufl. 1956, S. 54.

(74) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 73.

(75) ERH, Soziologie, a.a.O., S. 50 f.

(76) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 73.

(77) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 156.

(78) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 5.

(79) Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 14.

(80) Ebd., S. 44.

(81) ERH, Soziologie, a.a.O., S. 50.

(82) Erwähnt werden muß an dieser Stelle, daß Wittig 1920 Gerhard Rauschens "Grundriß der Patrologie mit besonderer Rücksicht des Lehrgehalts der Väterschriften" in Neubearbeitung herausgebracht hat.

(83) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 73.

(84) Vgl. Tillich, Paul: Begegnungen, Stuttgart 1971, S. 250.

(85) Folgende Zitate sind entnommen aus: Wittig/ERH, Alter der Kirche, a.a.O., S. 724-728.

(86) ERH, in: Alter der Kirche, a.a.O., S. 727.

(87) Heinrich, Schwierigkeit, a.a.O., S. 41.

(88) Wittig, Joseph: Es werde Volk, Versuch einer ersten Geschichte des Löwenberger Arbeitslagers im Frühjahr 1928. Weitere Literatur für das ganze Kapitel: Ger van Roon: Neuordnung im Widerstand, Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung, München 1967; Moltke, Helmuth James Graf von: Völkerrecht im Dienste des Menschen, hrsg. u. eingel. v. Ger van Roon, Berlin 1986, bes. S. 43-63 und 145-173; "Die Volksgruppe", Beiträge zum schlesischen Volksbildungswerk, 1928-1929, Weisswasser 1928.

(89) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 158 f.

(90) Vgl. Ger van Roon, 1967, a.a.O., S. 29.

(91) Wittig, Es werde Volk, a.a.O., S. 14.

(92) Ebd., S. 15.

(93) Ebd.

(94) Ebd., S. 12.

(95) Ebd., S. 13.

(96) Ebd., S. 15.

(97) "Das Arbeitslager", Berichte aus Schlesien von Arbeitern, Bauern, Studenten, hrsg. v. Eugen Rosenstock und Karl Dietrich von Trotha, Jena 1931, S. 6.

(98) Ebd., S. 147-160, alle Zitate sind hieraus entnommen.

(99) Ebd., S. 28.

(100) "Die Volksgruppe", a.a.O., S. 28.

(101) Ebd.

(102) Ebd.

(103) "Die Volksgruppe", a.a.O., S. 28.

(104) Arbeitsdienst und Arbeitslager, a.a.O., S. 155.

(105) Ebd., S. 28.

(106) Wittig, Es werde Volk, a.a.O., S. 29.

(107) Ebd., S. 15. f.

(108) Vgl. Brief vom Januar 1965, abgedruckt in: Mitteilungen der ERH-Gesellschaft, 11. Folge, Dezember 1969, S. 9.

(109) Arbeitsdienst und Arbeitslager, a.a.O., S. 160.

(110) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 85.

SCHLUSS:

(1) Die Stelle stammt aus der erwähnten unveröffentlichten Kurzbiographie und beruht auf authentischen Aussagen Rosenstock-Huessys.

(2) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 86.

(3) Ebd., S. 134.

(4) Ebd.

(5) Rosenstock-Huessy, Eugen: Hitler und Israel oder vom Gebet, in: Jenseits all unseres Wissens wohnt Gott, Hans Ehrenberg und Rudolf Ehrenberg zur Erinnerung, hrsg. v. Rudolf Hermaier, Moers 1987, S. 154.

(6) Zit. n. Ger van Roon, Neuordnung im Widerstand, a.a.O., S. 26.

(7) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 130.

(8) Ger van Roon, Dokumente, Moltke, Helmuth James Graf von, a.a.O., S. 15.

(9) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 86 f.

(10) Rosenstock-Huessy, Eugen: Dienst auf dem Planeten, Stuttgart 1965, S. 10 f.

(11) ERH, Ja und Nein, a.a.O., S. 77.

(12) ERH, Soziologie, Bd. I, a.a.O.

(13) Wittig, Höregott, a.a.O., S. 381.

(14) Unveröffentlichter Brief von Wittig an H.Mulert vom 23.11.1933.

(15) Unveröffentlichter Brief von Wittig an L. und R. Reich vom 20.3.1933.

(16) Unveröffentlichter Brief an L. und R. Reich vom 24.7.1932.

(17) Wittig, Joseph: Roman mit Gott, Stuttgart 1950, Zitate aus dem Vorwort.

(18) ERH, Liturgisches Denken, in: Die Sprache des Menschengeschlechts, Bd. 1, a.a.O., S. 465-493.

(19) Ebd., S. 476.

(20) Ebd., S. 480.

(21) Ebd., S. 486.

(22) Ebd., S. 485.

(23) ERH, Angewandte Seelenkunde, a.a.O., S. 808.

(24) ERH, Kirche und Menschheit, in: Alter der Kirche, a.a.O., S. 109.

(25) ERH, Protestantismus und Seelenführung, a.a.O., S. 246.

LITERATURVERNEICHNIS

Quellenliteratur

Buber, Martin: Briefwechsel, Erster und Zweiter Band, Heidelberg 1973.

Ders.: Ich und Du, 10. Aufl., Heidelberg 1979.

Ders.: Das verborgene Licht, Frankfurt a.M. 1924.

Ders.: Kampf um Israel, Berlin 1933.

Ders.: Reden über das Judentum, Berlin 1932.

Ders.: Fragmente über Offenbarung, in: Festschrift für Margarete Susman zum 90. Geburgstag, Darmstadt 1964.

Ders.: Sämtliche Aufsätze in der "Kreatur" (insgesamt vier).

Ders.: "Die Kreatur", Vierteljahreszeitschrift von 1926-1930, insgesamt 12 Hefte, mit Joseph Wittig und Victor v. Weizsäcker, vier Aufsätze von Buber.

Cohen, Hermann: Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums, Wiesbaden 1978.

Ehrenberg, Hans: Osteuropa und wir, Mit Eberhard Sauer und Eugen Rosenstock-Huessy, Schlüchtern 1921.

Ders.: Östliches Christentum, hrsg. mit Nicolai von Bubnoff, zwei Bände, München 1925.

Ders.: Deutschland im Schmelzofen, Gewalt, Fronten, Entscheidungen, Berlin 1932.

Ders.: Sämtliche Aufsätze in der Zeitschrift "Die Kreatur", insgesamt zwei.

Michel, Ernst: Der Weg zum Mythos, Jena 1919.

Ders.: Kirche und Wirklichkeit, Ein katholisches Zeitbuch, Jena 1923.

Ders.: Politik aus dem Glauben, Jena 1926.

Michel, Ernst: Industrielle Arbeitsordnung, Jena 1927.

Ders.: Von der kirchlichen Sendung der Laien, Berlin 1934.

Ders.: Der Partner Gottes, Heidelberg 1946.

Ders.: Renovatio, Zur Zwiesprache zwischen Kirche und Welt, Aulendorf 1947.

Ders.: Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt. Ihre Krisenformen und Gestaltungsversuche, Frankfurt a.M. 1947.

Ders.: Gläubige Existenz, Heidelberg 1952.

Ders.: Das christliche Weltamt, Frankfurt a.M. 1962.

Ders.: Sämtliche Aufsätze in der Zeitschrift "Die Kreatur", insgesamt zwei.

Rang, Florens Christian: Shakespeare der Christ, Eine Deutung der Sonette, Heidelberg 1954.

Ders.: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal, mit einem Nachwort von Adalbert Rang, Neue Rundschau, 70. Jg. 1959, 1. Heft, S. 402-462.

Ders.: Sämtliche Aufsätze in der Zeitschrift "Die Kreatur", insgesamt acht.

Rosenstock-Huessy, Eugen: Ostfalens Rechtsliteratur unter Freidrich II., Weimar 1912.

Ders.: Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250, Leipzig 1914.

Ders.: Die Hochzeit des Krieges und der Revolution, Würzburg 1920.

Ders.: Osteuropa und wir, mit Eberhard Sauer und Hans Ehrenberg, Schlüchtern 1921.

Ders.: Werkstattaussiedlung, Untersuchung über den Lebensraum des Industriearbeiters in Verbindung mit Martin Grünberg und Eugen May, Berlin 1922.

Ders.: Angewandte Seelenkunde, Eine programmatische Übersetzung, Darmstadt 1924.

Ders.: Soziologie I, Die Kräfte der Gemeinschaft, Berlin und Leipzig 1925.

Ders.: Im Kampf um die Erwachsenenbildung (1922-1926), Mit Werner Picht, Leipzig 1926.

Rosenstock-Huessy, Eugen: Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten, Mit Joseph Wittig, drei Bände, Berlin 1927-1928.

Ders.: Protestantismus und Seelenführung, in: Protestantismus als Kritik und Gestaltung, hrsg. v. Paul Tillich, Darmstadt 1929.

Ders.: Die Kirche am Ende der Welt und Die Kirche und die Völker, in: Credo Ecclesiam, Festgabe zum 70. Geburtstag von Wilhelm Zöllner, Gütersloh 1930.

Ders.: Das Arbeitslager, Berichte aus Schlesien von Arbeitern, Bauern, Studenten, hrsg. mit Carl Dietrich von Trotha, Jena 1931.

Ders.: Der Atem des Geistes, Frankfurt a.M. 1951.

Ders.: Heilkraft und Wahrheit, Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit, Stuttgart 1952.

Ders.: Des Christen Zukunft oder: Wir überholen die Moderne, München 1955.

Ders.: Der unbezahlbare Mensch, Vorwort von Walter Dirks, Berlin 1955.

Ders.: Soziologie I, Die Übermacht der Räume, Neue Ausgabe der Soziologie I von 1925, Stuttgart 1956.

Ders.: Zurück in das Wagnis der Sprache, Berlin 1957.

Ders.: Frankreich-Deutschland, Mythos oder Anrede, Berlin 1957.

Ders.: Das Geheimnis der Universität, Stuttgart 1958.

Ders.: Soziologie II, die Vollzahl der Zeiten, Stuttgart 1958.

Ders.: Die Sprache des Menschengeschlechts, eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen, Erster Band, Heidelberg 1963.

Ders.: Die Sprache des Menschengeschlechts, Zweiter Band, Heidelberg 1964.

Ders.: Dienst auf dem Planeten, Kurzweil und Langeweile im Dritten Jahrtausend, Stuttgart 1965.

Ders.: Ja und Nein, Autobiographische Fragmente, Heidelberg 1968

Ders.: Die europäischen Revolutionen, 4. Aufl., Moers 1987.

Rosenstock-Huessy, Eugen: Sämtliche Aufsätze in der Zeitschrift "Die Kreatur", insgesamt fünf.

Rosenzweig, Franz: Der Stern der Erlösung, 5. Aufl., Heidelberg 1954.

Ders./Halevi, Jehuda: Zweiundneunzig Hymnen und Gedichte, mit einem Nachwort und Anmerkungen, Berlin 1925.

Ders.: Zweistromland, Berlin 1926.

Ders.: Briefe, Berlin 1935.

Ders.: Kleinere Schriften, Berlin 1937.

Ders.: Sämtliche Aufsätze in der Zeitschrift "Die Kreatur", insgesamt drei.

Weizsäcker, Victor von: Begegnungen und Entscheidungen, Stuttgart 1949.

Ders.: Gestalt und Zeit, 2. Aufl., Göttingen 1960.

Ders.: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, 5. Auflage, Göttingen 1961.

Ders.: Menschenführung, Göttingen 1959.

Ders.: Der Gestaltkreis, Frankfurt a.M. 1973.

Ders.: "Die Kreatur", Vieteljahreszeitschrift von 1926-1930, insgesamt 12 Hefte, mit Martin Buber und Joseph Wittig, drei Aufsätze von V.v.Weizsäcker.

Wittig, Joseph, Gesamtausgabe in sechs Bänden, erschienen zwischen 1926-1930, Leopold Klotz Verlag, Gotha.

Ders.: Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo, zwei Bände, Gotha 1926.

Ders.: Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reich Gottes, Gotha 1928.

Ders.: Herrgottswissen von Wegrain und Straße, Gotha 1928.

Ders.: Höregott, Ein Buch vom Geiste und vom Glauben, Gotha 1929.

Ders.: Aussichten und Wege, Gotha 1930.

Ders.: Das Papsttum, Seine weltgeschichtliche Entwicklung und Bedeutung in Wort und Bild dargestellt, Hamburg 1913.

Wittig, Joseph/Rauschen, Gerhard: Grundriß der Patrologie mit besonderer Berücksichtigung des Lehrgehalts der Väterschriften, 6. u. 7. Aufl., neu bearbeitet von Joseph Wittig, Freiburg i.Br. 1921.

Ders.: Bergkristall. Mit Bildern von Hans Franke, Habelschwerdt i.Schles. 1924.

Ders.: Die Kirche im Waldwinkel, München 1925.

Ders.: Das Schicksal des Wenzel Böhn, 4. Aufl., Habelschwerdt i.Schles. 1924.

Ders.: Meine Erlösten in Buße, Kampf und Wehr, Habelschwerdt i.Schles. 1925.

Ders./Rosenstock-Huessy: Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten, drei Bände, Berlin 1927-1928.

Ders.: Es werde Volk, Versuch einer ersten Geschichte des Löwenberger Arbeitslagers im Frühjahr 1928.

Ders.: Gottschlichs Wanderung, Heilbronn 1932.

Ders.: Das verlorene Vaterunser, Heilbronn 1933.

Ders.: Vom Warten und Kommen, Adventsbriefe, Leipzig, 1938.

Ders.: Roman mit Gott, Stuttgart 1950.

Ders.: "Die Kreatur", Vierteljahreszeitschrift von 1926-1930, hrsg. v. Martin Buber, Victor v. Weizsäcker und Joseph Wittig, insgesamt 10 Aufsätze von Wittig.

"Die Volksgruppe, Beiträge zum Schlesischen Volksbildungswerk, 1928-1929, Weisswasser 1928.

Weitere verwendete Literatur:

Abmeier, Hans Ludwig: Verzeichnis der Veröffentlichungen von Joseph Wittig, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. 34, Hildesheim 1976, S. 93-122.

Antrick, Otto: Die Akademie der Arbeit an der Universität Frankfurt a.M., Idee, Werden, Gestalt, Darmstadt 1966.

Benjamin, Walter: Briefe in zwei Bänden, Frankfurt a.M. 1978.

Fechner, Gustav Theodor: Das unendliche Leben, München 1984.

Flitner, Wilhelm: Erinnerungen 1888-1945, Bd. 11, Paderborn 1987, insbesondere S. 299-333.

Haunhorst, Benno: Dieser unser menschennaher Gott, Zu Leben und Werk von Joseph Wittig, in: Orientierung, Jg. 51, 1987, S. 20-24.

Heinrich, Klaus: Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen, Frankfurt a.M. 1964.

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. von Günter Mieth, Darmstadt 1984.

Kampmann, Theoderich/Padberg, Rudolf: Der Fall Joseph Wittig, fünfzig Jahre danach, Paderborn 1975.

Klusmann, Carl-Peter/Keller,Norbert: Joseph Wittig, Die Erlösten, Text und Dokumentation, 2. Aufl., Herdecke 1980.

Köhler, Joachim (Hrsg.): Joseph Wittig, Historiker-Theologe-Dichter, München 1980.

Ders.: Joseph Wittig-Briefe, hrsg., mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. 37, Hildesheim 1979, S. 65-107.

Lessing, Gotthold Ephraim: Werke in drei Bänden, hrsg. v. Kurt Wölfel, Frankfurt a.M. 1967.

Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf, Band 1, Frankfurt a.M. 1982.

Ders.: Gelebte Literatur, Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt a.M. 1987.

Michel, Christoph: Die Kreatur, in: Die Tribüne, 15. Jg. Heft 59, 1976, s. 7078-7093.

Moltke, Helmut James Graf von: Letzte Briefe, 8. Aufl., Berlin 1959.

Müller, Georg: Der Sprachdenker Eugen Rosenstock-Huessy, in: Evangelische Theologie, 14. Jg. 1954, S. 314-333.

Ders.: Das Neue Sprachdenken, in: NDH, Heft 38, Sept. 1957, S. 538-548.

Ders.: Vom Stern der Erlösung zum Kreuz der Wirklichkeit, in: Junge Kirche, 4/1959, S. 193-198, 5/1959, S. 238 ff., 6/1959, S. 292 ff.

Ders.: Die neue Wissenschaft vom Menschen und der neue Sprachstil, in: Frankfurter Hefte, 15. Jg. 1965, S. 687-696.

Ders.: Sprechen heißt menschlich existieren, Ev. Theologie, 20. Jg. der neuen Folge, 1965, S. 656-669.

Mitteilungsblätter der Eugen Rosenstock-Huessy Gesellschaft, 1964-1987.

Rohrbach, W.: Das Sprachdenken Eugen Rosenstock-Huessys, Stuttgart 1973.

Roon, Ger van: Neuordnung im Widerstand, Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung, Münschen 1967.

Ders./Moltke, Helmuth James Graf von: Völkerrecht im Dienste der Menschen, Dokumente, hrsg. und eingel. v. Ger van Roon, Berlin 1986.

Stahmer, Harald M.: Sprachbrief und Sprachdenken, Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock-Huessy, in: Berliner Theolog. Zeitschrift, 1986, S. 308-329.

Stimmstein, Jahrbuch der Eugen Rosenstock-Huessy Gesellschaft, Nr. 1, Moers 1987.

Susman, Margarete, Ich habe viele Leben gelebt, Stuttgart 1964.

Theunissen, Michael, Der Andere, 2. Aufl., Berlin 1981.

Tillich, Paul: Die religiöse Lage der Gegenwart, Berlin 1926.

Ders.(Hrsg.): Protestantismus als Kritik und Gestaltung, Kairos, Zur Geisteslage und Geistwendung, Darmstadt 1929.

Tillich, Paul: Die sozialistische Entscheidung, 3. Aufl., Berlin 1980.

Ders.: Begegnungen, Stuttgart 1971.

Voigts, Manfred: Am Ende Sprache, Vier Aufsätze, Würzburg 1983.

Wittig, Anca, Nach schweren Zeiten wieder Freude und Geborgenheit in der Kirche, in: Diakonie, 18. Jg., Heft 1, 1987, S. 37-40.

Wolf, Ludwig (Hrsg.): Joseph Wittig, Sein Leben, Wesen und Wirken, Habelschwerdt i. Schles. 1925.

Zuckmayer, Carl: Als wärs ein Stück von mir, Frankfurt a.M. 1966.

A N H A N G

A. Vorwort zur Zeitschrift "Die Kreatur"

Religionhafte Sonderungen, aus denen es keine andere Befreiung gibt als die messianische, haben die Not und die Zucht von Exilen. Sie sind uns nicht Imaginationen, wolkige verrückbare Gestaltungen, sondern sinnvoll beständige Wahrheitssphären, die nicht eher als in der Wirklichkeit des Reiches aufschmelzen dürfen. Erlaubt aber und an diesem Tag der Geschichte geboten ist das Gespräch: der grüßende Zuruf hinüber und herüber, das Sich-einander-Auftun in der Strenge und Klarheit des eignen Beschlossenseins, die Unterredung über die gemeinsame Sorge um die Kreatur. Es gibt ein Zusammengehen ohne Zusammenkommen. Es gibt ein Zusammenwirken ohne Zusammenleben. Es gibt eine Einung der Gebete ohne Einung der Beter. Parallelen, die sich in der Unendlichkeit schneiden, gehen einander nichts an; aber Intentionen, die sich am Ziel begegnen werden, haben ihr namenloses Bündnis an der von ihren Wahrheiten aus verschiedenen, aber von der Wirklichkeit der Erfüllung aus gemeinsamen Richtung. Wir dürfen nicht vorwegnehmen, aber wir sollen bereiten.

*

Florens Christian Rang war es, der den Plan faßte, aber nicht mehr verwirklichen konnte, eine Zeitschrift herauszugeben des Namens „Grüße aus den Exilen". Ein Jude, ein Katholik und ein Protestant sollten sich dazu vereinen. So tun es nun die drei Herausgeber. Aber nicht die Personen nur, sondern die Aufgabe und ihr Zeichen wurden für sie andere. Nicht etwa, weil sie ihrer Arbeit überhaupt einen persönlichen Eigen-Sinn einprägen wollten – dies gerade wünschen sie zu meiden. Vielmehr weil sie dem Gruß aus den Exilen die Begegnung in dem Raum folgen lassen mußten, der einem jeden von ihnen angewiesen war. So heißt diese Zeitschrift nun nicht mehr nach der gemeinsamen Bedürftigkeit, sondern nach dem, was dieser Bedürftigkeit schon heute die endliche Stillung verbürgt. Was uns drei Herausgeber verbündet, ist ein Ja zur Verbundenheit der geschöpflichen Welt, der Welt als Kreatur. Der unseren drei Lehr- und Dienstgemeinschaften gemeinsame Glaube an den Ursprung wird sinnlich präsent in der Gewißheit des eigenen Erschaffenseins und dem daraus wachsenden Leben mit allem Erschaffnen. Diese Zeitschrift will von der Welt – von allen Wesen, von allen Dingen, von allen Begebenheiten dieser gegenwärtigen Welt – so reden, daß ihre Geschöpflichkeit erkennbar wird. Sie will nicht etwa Theologie treiben, eher, in geistiger Demut, Kosmologie. Wenn sie stets der Kreation eingedenk bleibt, muß ihr jede Kreatur denkwürdig werden, der sie sich zuwendet. Steht sie im Vertrauen zum Wirkenden, so darf sie der Wirklichkeit vertrauen.

Vertrauen auch dem wachsenden Geschlecht, dem aus der Verborgenheit steigenden Säkulum.

M. B. *J. W.* *V. v. W.*

B. Vorwort zu "Das Alter der Kriche"

VORWORT

WIR HABEN BEIDE AN DEM TISCH DER KIRCHE GEgessen, von der wir in diesem Buche reden. Der eine kam von außen, der andere von innen; jener wurde in das Innen geladen, dieser nach außen gestellt, so daß wir sie beide von innen und außen sehen konnten. An der Tür trafen wir uns und wußten sogleich, daß wir Freunde seien, und das, was der eine von innen, der andere von außen gesehen hatte, klang zusammen in unserer Unterredung, so verschieden auch unsere Sprache war; es wurde eine Sprache. Darum mag ein Buch unsere Reden fassen. Wir haben beide in der Werkstatt der alten kirchengeschichtlichen Forschung gestanden, haben gelernt und beobachtet wie die Werkleute der alten Wissenschaft, konnten uns aber nicht zugleich mit unsern Studien in das Fach einschließen lassen; wir mußten vor das werdende Volk, weil wir erkannten, daß das Volk aus der Kirche werden wollte.

Es war unsere Sehnsucht, vor dem Volke eine volle Lehre von der Kirche zu sagen. Unsere Versuche, diese Fülle vor uns auszubreiten, bewiesen uns aber, daß wir ihnen unsere ganze Lebensarbeit weihen müssen, ehe sie uns gelingen können. Wir haben die Zeitalter der Kirche zu erfassen und in mündlicher Rede, in Büchern und Aufsätzen darzustellen versucht. Es sind Versuche geblieben, z. B. die Abhandlung »Der Selbstmord Europas« oder die kleine Schrift »Europa und die Christenheit« oder das Buch vom »Papsttum und seiner weltgeschichtlichen Entwicklung und Bedeutung«. Die Sehnsucht nach dem Ganzen ist geblieben, und aus ihr heraus haben wir uns entschlossen, einstweilen alles, was uns über Einzelkräfte des kirchlichen Werdens zum Wort geworden ist, zu veröffentlichen, hoffend, daß die Summanden eine Summa ergeben, die jene Fülle andeutet.

Wir können nur Kunde geben von den Gesichten und Offenbarungen, die uns geworden sind, wie sie uns geworden sind. Wir glauben beide an die Zeit als eine Kraft, die uns wie alles um uns wandelt. Die Kunde, die wir zu geben haben, ist Urkunde und als solche nicht wandelbar vom gewandelten Menschen. Wie wir uns selbst als Gewandelte sehen und die Wandlung nicht als Schutz- und Schmuckdecke über unser früheres Selbst werfen dürfen, so stehen wir unsern Urkunden wie denen einer früheren Zeit gegenüber und wollen ihre Unversehrtheit bewahren. Sie bleiben Urkunden unserer Wandlung mit der Kirche. Wir glauben auch an die heiligen Wandlungen der Kirche. Derselbe Wandel, der das Alte Testament zwang, ein Neues zu werden, ist uns sichtbar in jedem »annus acceptus« der Kirche. Alles, was in der Kirche war, ist dem Lebenden »Altes Testament«, »Alter der Kirche«, aus dem ewig ein Neues Testament, die ewige Jugend der Kirche sprießen muß. Wir meinen den Wandel nicht im Sinne geschäftiger Reformer, sondern im Sinne des Glaubens, der den Augustinus schreiben hieß: »Novum Testamentum in Vetere latet, Vetus in Novo patet.« Wir legen dieses Buch getrost zum Alten, denn wir haben die Verheißung, daß wir von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreiten. Aber wir müssen es veröffentlichen, weil in ihm das Neue schlummert; es muß aufgelesen und aufgeweckt werden.
Das Buch trägt nicht Kleidung und Rüstzeug der alten Wissenschaften von der Kirche, nicht das Festkleid des Theologischen Systems und nicht die Rüstung der geschichtlichen Forschung. Wir sind uns aber gewiß, daß es Wissenschaft ist. Denn nicht Kleid und Rüstzeug allein machen den Ritter. Wir ziehen nicht zum Hoffest und nicht zum Kampfe, sondern wir legen Hand an den Pflug und pflügen die Scholle um die Burg.

Während wir beide noch weit voneinander entfernt waren, das Großstadtkind vom Sohn des Ackerlandes, der Frankfurter vom Breslauer, der Jurist vom Theologen, der Forscher vom Seelsorger, der Laie vom Liturgen, wurden wir des selben Geistes und wußten, daß es keinen geistigen Privatbesitz gibt. Der eine hatte die Gedanken des anderen; fingen wir einen Prioritätsstreit an, wir könnten ihn nicht durchfechten; es käme ein dritter und vierter, der die Priorität für sich beanspruchte. Wir können für uns nur die Ehre beanspruchen, daß der eine dies, der andere jenes geschrieben hat, und bleiben beide dem Geiste schuldig, der es uns nicht zum Eigenbesitz, sondern zur Spendung gegeben hat, sowohl was wir geschrieben, wie auch was wir erlebt haben. Wenn es wahr ist, daß nur in der Polyphonie der vom Geiste Getroffenen die Wahrheit ist, so hoffen wir, daß die Zweistimmigkeit dieses Buches ein Weg dazu ist, daß sich einmal alle Stimmen in dem selben Geiste vereinigen.

Schlegel (Kreis Neurode),
Komburg bei Hall, } März 1927.

C. "Im Kreuz der Wirklichkeit", in:
Eugen Rosenstock-Huessy: Die Umwandlung des Wortes Gottes in die Sprache des Menschengeschlechts, Heidelberg 1968.

IM KREUZ DER WIRKLICHKEIT

Alle Menschen töten, weil sie Lebendiges an sich reißen müssen, um selber zu leben. Und alle Menschen sterben.
Also könnte nichts geschehen, das zu Geschichte würde, wenn gegen den Tod kein Kraut gewachsen wäre.
Die Geschichte des Menschengeschlechts ist daher über ein einziges Thema komponiert: Wie wird die Liebe stärker als der Tod? Die Partituren dieser Komposition, die Geschichten, müssen in so vielen Auflagen umgeschrieben werden, wie es Geschlechter der Menschen gibt. Denn die Komposition wird ja in jedem Geschlecht von denen umkomponiert, deren Lieben ein Morden oder Sterben überwindet.
So wird Geschichte ein großer Sang, Augustins Carmen Humanum; in ihm wird jede Zeile, vielleicht jeder Ton, ein gelebtes Menschenleben. Sobald und sooft sich die Zeilen reimen, ist wieder einmal die Liebe stärker als der Tod geworden. Denn so wird aus ungereimten Zufällen, aus widrigen Unfällen, aus wertlosem Abfall, aus nichtssagenden Vorfällen der epochemachende Notfall, in dem ein lange hingenommenes Siechtum endgültig ins Auge gefaßt, eingekreuzt und damit überwunden wird.
So ist es von Anbeginn. Denn dies Reimen, dies Verknüpfen, ist der Menschen Erdamt. Daß aber dies unser Amt sei und keine eingeschränktere Zukunft oder Abkunft, das wissen wir erst seit Christi Geburt. Dies unser nachträgliches Wissen hat keine Mühe, nachträglich auch in die Völker der Vorzeit dies Sehnen mit seinen unendlichen Ansätzen hineinzulesen, und aus diesem selben Wissen heraus verurteilen wir uns selber, sooft wir unseres Erdamts vergessen. Darum glotzt uns in unserer eigenen Zeitrechnung vieles als vorchristlich an; aber in den antiken Äonen leuchten viele Wegspuren, auf denen wir weiterwandeln müssen.
Damit ist das Verhältnis umgedreht, das in der biblischen Geschichte obwaltet. Denn die Bibel hat uns von dem Tohuwabohu der Völker befreit; sie richtet die Völker und stellt das Heil in die Zukunft. Wir hingegen überzeugen uns von manchem Guten in den Ursprüngen; hingegen in unserem Äon nehmen wir viel Unheil wahr.
Mithin liefert uns die Bibel nicht den Maßstab für unsere Stoffauslese. Aber deshalb unterstehn wir trotzdem ihrem Maßstab in der Bewertung. Denn dank der Bibel ist unsere Fahrt in die Zeiten nur eine Fahrt der Reflexion.

Da wo die Bibel das Unkraut der Urzeiten jätet und das volle Heil ankündigt, da bin ich schon in der ihr entsprungenen Zeitrechnung beheimatet und genieße das Vorrecht, daß sich der Glanz und der Adel der Urzeiten und die Rostflecken des Allerneuesten deutlich abzeichnen.

Die Lehre muß so verfahren. Dankbar schaut sie innerhalb des Stromes, der vorwärts eilt, zurück auf das, was bereits feststeht. Die Zeitopfer der Alten haben bereits für uns die volle Zahl der Zeiten entdeckt und festgestellt.

Diese neuen Räume darf weder ein Weltstaat als falscher Erbe des zweiten Jahrtausends noch eine Welt-Kirche als falsche Erbin des ersten Jahrtausends usurpieren. Wenn unter uns Arnold Toynbee naiv den Weltstaat, die scheußlichste Tyrannei, heraufbeschwört, so ermesse ich ganz den Sturz und Abfall der stolzesten Geister von unserer gläubigen Fahrt aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare; aus dem alten Äon in den neuen. Aber ich erteile meinen Sigularis für die Zukunft nur der Gesellschaft. In den Geschlechterspannen der »Gesellschaft« des dritten Jahrtausends muß der neuzeitliche Wahn von »Raum und Zeit« fallen, der Wahn mit dessen Hilfe die Welt entdeckt worden ist. Der Zeiten sind mehrere. Jeder zeitlichen Menschenart kommen ihre Bahnen, Räume, Alter zu. Je vollzähliger wir sie anerkennen, desto weiter greift der Frieden. Friedfertig werden wir, stille in unserem Land und voll der Klänge unserer Stunde, wenn wir das Erbe bewähren, das wir empfangen haben: die Vollzahl der Zeiten.

Und wie bewähren wir es? Wer spricht, den bewegen dazu drei Nöte, in die wir Menschen alle verstrickt sind: auf dem Raumschiff Erde herrscht an sich der Tod, den unsere Physiker mit dem eleganten Wort »Schwerkraft« zu verkleiden verstehen. Wir aber, die Schiffsmannschaft der Erde, fordern kühn diesen Allherrscher Tod heraus kraft der Gesundheit unserer Leiber, kraft der Leidenschaft unseres Geschlechts und kraft der Sinngebung unseres Sterbens in Opfer und Hingabe. Seit zehntausend Jahren feiern wir Raumschiffer diese drei Riten, dank deren wir als Menschen stattfinden, und das soll heißen: unsere eigene Statt finden: In der Initiation, in den Tanz-Orgien und im Töten des Gottes oder im Opfer des Göttlichen – in diesen drei Riten erscheinen die Völker alle auf der ganzen Erde als eines Geistes. Diese dreifältige Epiphanie ist unsere Religion. Das Brüsten mit der Kraft des Leibes, der Jubel der Geschlechtsleidenschaft, der Triumph der Sterbekraft sind die ewigen Riten unseres Planeten. Diesen drei Riten, denen Weihnachten, Ostern, Pfingsten entsprechen, begegnen wir allenthalben und zu allen Zeiten. Aber dies ABC der Riten ist den meisten Humanisten widerwärtig. Denn gegenwärtig sind den Gebildeten nur Begriffe.[1]

Daran will ich hier erinnern, bevor wir auf das Leben, die Lehre und das Wirken unseres Vorgängers zu sprechen kommen. Denn so wird der Leser an die planetarische Statt des Menschensohnes von vorneherein treten.

---

[1] Zum Glück entwachsen dem die Gelehrten wieder. Ich kann dafür auf Ad. Jensens (gest. 1965) einsichtige Schrift »Die Getötete Gottheit« verweisen. Auf diese »katholische« Grundlage menschlicher Geschichte ist auch schon meine Schrift »Heilkraft und Wahrheit« (Stuttgart 1952) gestoßen und weist in ihrem Untertitel: »Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit« darauf hin.